
6. AUSGABE, SOMMER 08
GRABUNGEN ZWISCHEN ERNST UND SATIRE
DER BAGGER

Inhalt

Impressum

Der Bagger: redaktion@derbagger.org – Homepage: www. derbagger.org **Konto:** KontoNr.: 115 005 183; BLZ: 12000 BA-CA **Herausgeber und Medieninhaber:** Zwischen Ernst und Satire – Verein für Diversität in der Medienlandschaft (Waaggasse 12/12, 1040 Wien, ZVR-Zahl: 720349459) **Redaktion:** Anna Sawerthal, Birgit Schörkhuber, Christina Schöftner, Reinhard Klauser, Vitus Angermeier **Homepage:** Rupert Angermeier (Schwieriges), Vitus Angermeier (Einfaches)

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe: Andreas Remsing (rem), Anna Sawerthal (as), Birgit Schörkhuber (bix), Barbara Fux (bips), Clemens Rauchenwald (clr), Christina Schöftner (chr), Christoph Schütz (toph), Cornelia Krischak (keni), David Ramaseder (ram), Erwin Steinbach (caru), Gerlinde Wallner (ger), Hubert Weinheimer (wein), Jan Korbelik (kor), Katharina Hanz (kathi), Konrad Fux (uesp), Leonhard Reul (lr), Matthias Böhm (matt), Michael Kaszorowski (kam), Reinhard Klauser (pro), René Wieland (elp) Rupert Angermeier (ra), Vitus Angermeier (va) **Layout und Design:** Vitus Angermeier **Titelblatt:** Cornelia Taucher **Zeichnungen/Illustrationen:** Edgar Leitans, Elena Anna Rieser, Erwin Steinbach, Sigrid Pohl **Photoserie:** Elena Anna Rieser **sonstige Photos:** falls nicht angegeben Vitus Angermeier **Korrektorat:** Christina Schöftner **Druck:** Facultas **Auflage:** 7.000 Stück **Erscheinungort:** Wien

Alle Artikel spiegeln in erster Linie die Meinung des Autors oder der Autorin wider, und nicht unbedingt die der Redaktion. Die Redaktion bemüht sich, auch Meinungen, die nicht voll und ganz der ihren entsprechen, einen Raum zu geben, wenn sie diese für interessant und diskursfähig hält. Die Redaktion überlässt sowohl die Entscheidung, welche Rechtschreibung verwendet als auch ob und wie geschlechterspezifisch geschrieben wird, den einzelnen Schreiberinnen und Schreibern. Andere Sprachen als Deutsch sind willkommen.

Offenlegung gemäß §25 des Mediengesetzes: *Der Bagger* ist das Organ des Vereins *Zwischen Ernst und Satire – Verein für Diversität in der Medienlandschaft*. Er setzt sich inhaltlich mit Themen aus Politik, Kultur und Wissenschaft – teils ernsthaft, teils satirisch – auseinander. Die Rechte liegen bei den UrheberInnen der jeweiligen Artikel, Fotografien, Illustrationen.

Editorial

... ist gerade auf dem Spielplatz und bis zum Abendessen hoffentlich wieder daheim.

Eure ergebene Bagger-Redaktion

Die Baggerdelle

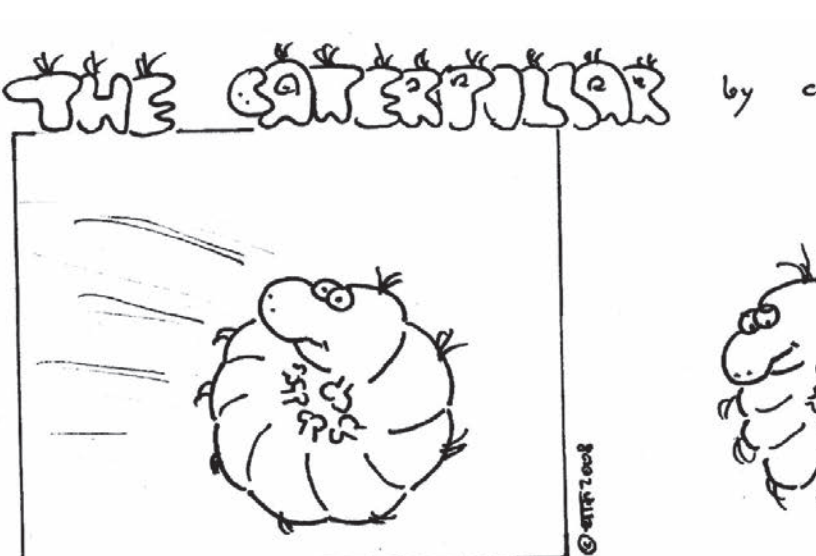
Geld

Wenn man sich das mal genau überlegt, muss ich wirklich sagen: Geld regiert die Welt. Ich mein, mag schon sein, dass es auch gute Menschen gibt, aber in Wirklichkeit dreht sich doch alles nur ums Geld. Ist doch so.

Wenn man zum Beispiel Kriege anschaut, dann sieht man eigentlich bald, dass ... naja, dass halt im Endeffekt nur um das Geld geschossen wird. Ich hab schon gehört, dass es Religionskriege gibt, aber ich glaub nicht, dass das wirklich stimmt. Also, was die Religion betrifft, da gibt es schon ganz andere Probleme. Zum Beispiel Gott, also die Kirche, die schwimmt doch bitte in Geld und Gold. Und wenn man dann in Rom zum Papst will, also nach Vatikan, dann verlangen die da bitte auch noch Geld! Jetzt haben die sowieso schon alle großen Schätze der Menschheit in diesen Zwergstaat reingequetscht, und dann muss man auch noch Eintritt ins Museum zahlen? Warum kann nicht jeder Mensch einfach gratis ins Museum gehen? Ich glaub, wenn Gott eine Geldbörse hätte, würde er sich das gerne leisten.

as







Über Gott und die Welt

„Was weißt du, was Wünsche sind! Was weißt du, was gut ist!“

Graógramán, der bunte Tod, in der *Unendlichen Geschichte* (Michael Ende)

Laut Grassmanns Wörterbuch zum Rigveda ist die Bedeutung der Wurzel √*div* „spielen“, *deva* bezeichnet im Altindischen den Spieler, insbesondere den Würfelspieler. Wie weiter bekannt, ist *deva* aber auch der Standardterminus für „Gott“ in den altindischen Sprachen und wie allgemein angenommen wird, ein östlicher Verwandter des griechischen θεός und des lateinischen *deus*, des althochdeutschen *ziu* und des hethitischen *sius* in der großen indoeuropäischen Sprachfamilie. Der Gott, ein Spieler also. Diese Idee taucht auch später wieder ganz massiv in allen möglichen indischen Traditionen auf, wo vom Spiel (līlā) Gottes die Rede ist: Die gesamte Schöpfung, unsere Welt, unser Leben ist ein bloßes Spiel Gottes – Ausdruck seiner vollkommenen Freiheit.
Aber auch christliche MystikerInnen sprechen gerne davon, dass Gott mit uns spielt. Insbesondere Mechthild von Magdeburgs Beschreibungen der Minnespiele zwischen Jesus und den Jungfrauen im Himmel erinnern direkt an Krishnas Spiele mit den Hirtenmädchen. Und ihre Beschwerden, dass Gott mit den Seelen der Menschen spielt, scheinen vergleichbare Texte aus der indischen Bhakti-Literatur widerzuspiegeln.

Gott spielt.

Und auch wenn der zu Beginn angeführte sprachwissenschaftliche Konnex tatsächlich überhaupt nicht besteht, da *deva* (im Sinne von Gott) nichts mit der langvokaligen Wurzel √*div* zu tun hat, sondern vielmehr auf das Nomen *div* (Himmel) zurückzuführen ist und insofern einen Himmlischen bezeichnet, bleibe ich dennoch dabei: Gott spielt mit uns. Gott ist wie ein Kind, er ist allein in seiner weiten Leere, ihm ist langweilig. Er nutzt seine Fähigkeit, seine Schöpferkraft und schafft sich Spielzeug, einen Kosmos, eine Welt, Lebewesen, die diese bevölkern und schließlich ein Wesen nach seinem Ebenbild. Eine Puppe, mit der er in seinem neu geschaffenen Puppenhaus spielen kann, die er selbst spielen lassen will zu seinem Vergnügen, der er seine restliche Schöpfung als Spielzeug gibt ... solange er nur selbst der größte Spieler bleibt.

Erstaunlich, wie menschlich das Verhalten Gottes wirkt. Kein Wunder, denn entweder hat er uns nach seinem Abbild, oder wir ihn nach unserem Abbild erschaffen. Wie dem auch immer sei, eigentlich spielt es gar keine Rolle, jedenfalls existiert er und ist mächtig – mächtig, weil er Vorbild seines Abbilds ist. Wie können wir anders, als zu versuchen, wie Gott zu sein? Wohin mit *unserer* Schöpferkraft? Das gewöhnliche menschliche Spiel hat seine Grenzen, seine Regeln; wer sich allmächtig fühlt, spielt Gott. Pharaonen, Alexander der Große, römische Kaiser, ehrgeizige Politiker moderner Weltreiche, Wissenschaftler im goldenen Zeitalter der Naturwissenschaften.

Freier Wille

„Tu was du willst“ ist die Botschaft auf dem Medaillon, das Bastian in Michael Endes *Unendlicher Geschichte* erhält. Sein Auftrag ist es, durch seine Schöpferkraft, die in seinen Wünschen besteht, Phantasien – eine märchenhafte Parallelwelt, die unsere eigene Phantasie darstellt – neu zu gestalten. Schmerzhaft muss er allerdings feststellen, dass diese Maxime nicht die reine Willkür meint, der er – berauscht durch seine Allmachtsgefühle – zunächst auf den Leim geht. Er gerät in Konflikt mit seiner eigenen Schöpfung und es bricht Krieg aus in Phantasien, da er tut, was ihm beliebt, nicht was seinem innersten Willen entspricht, den er erst entdecken muss, um Phantasien und damit auch die äussere Welt tatsächlich zu heilen. Klingt esoterisch? Das ist es wohl auch, man kann vermutlich nicht ganz ausschließen, dass Michael Ende sich bewusst war, dass er hier den zentralen Satz aus dem *Liber AL vel Legis* von Aleister Crowley, einer schillernden Figur aus der Zeit der Jahrhundertwende, weiterverwendete: „Do what thou wilt shall be the whole of the Law“. Crawley, der angefangen von gefährlichen Bergbesteigungen und – für seine Zeit – freizügstem Umgang mit der Sexualität über Drogenexperimente, Freimaurermitgliedschaften, Geheimbund- und Klostergründungen bis hin zu dubiosen Ritualen und esoterischer Magie so ziemlich alles tat, was er

onen mit dem entsprechenden Instrumentarium ausgerüstet werden, um gegen die immer erfinderischeren Regelbrecher vorgehen zu können? Dann sind wir beruhigt, dass es Leute gibt, die sich um diese Probleme kümmern und wir unseren eigenen nachgehen können. Und wenn wir nicht aufpassen, merken wir nicht, wie wir Schritt für Schritt unsere eigene Urteilskraft, unsere Zivilcourage und unsere Freiheiten verlieren und zu Spielsteinen (oder Puppen) werden – beruhigt, gelähmt und eingeschläfert von unserer eigenen Sicherheit. Wir spielen nicht mehr, mit uns wird gespielt. „Tu was du willst“ gilt nur für diejenigen, die die Regeln entwerfen, die das Spiel bestimmen und spielen.
„The leaders of the free world are just little boys throwing stones“ singt die eigentlich völlig unpolitsche britische Band Elbow – belustigt über das kindische Verhalten gewisser Personen. Sie spielen ja nur, die lieben Kleinen ... diejenigen, die die Regeln machen, seien es nun Götter, Religionsstifter, Diktatoren, Schattenorganisationen oder gar demokratisch gewählte Regierungen. Naja, und solange ihre Regeln halbwegs vernünftig sind, ist's ja auch okay mitzuspielen, und wenn sie dann einmal ein bisschen mit Steinen werfen – solang's uns halbwegs gut geht, wir in unserem Wohlstand, in unserer Sicherheit nicht direkt bedroht sind, kann man da auch einmal ein Auge zudrücken und gute Miene zu bösem Spiel machen. Aber halt! Können wir denn noch anders?
Nicht dass es ein Demonstrationsverbot oder ähnliches gibt. (Nicht bei uns, sowas gibt's nur in Diktaturen.) Wir haben Presse-, Rede- und Versammlungsfreiheit, gewählte Volksvertreter und leid-

richtshofs, Karl Korinek, feststellt, dass ihn die Überwachungsmethoden in Österreich an jene der Stasi der ehemaligen DDR erinnerten. Der Unterschied ist, dass die technischen Möglichkeiten um ein Vielfaches größer und ausgefeilter sind. Dank hervorragender Abhörmethoden konnte vor einiger Zeit auch Österreich erste Erfolge im Krieg gegen den Terror verbuchen: ein junges Islamistenpärchen konnte rechtzeitig hinter Gitter gebracht werden, bevor es sich unter Umständen dazu entschlossen hätte, einen Anschlag zu planen.
Da wären wir nun also endlich beim leidigen Thema „Krieg gegen den Terror“, von dem wir bisher im Bagger glücklicherweise verschont wurden. Aber jetzt muss es doch sein. „Der Terror“ ist ein boshafter Kriegsgegner. Man kann sich nie so ganz sicher sein, ob er schon besiegt ist. Deshalb muss man auch immer auf der Hut vor ihm sein, denn gerade wenn man es am wenigsten erwartet, ist er plötzlich wieder da. Deshalb muss man stets gerüstet sein gegen ihn. Man muss ihn in Schach halten und am besten im Keim ersticken – das ist aber bisher nicht gelungen. Außerdem macht er den Leuten Angst, weshalb man sie ganz besonders vor ihm schützen muss. Geben tut es ihn schon länger, zwar nicht so sehr bei uns (bis auf ein paar Briefbomber und ähnliches, auf die wir ja fast schon stolz sind), und vor allem nicht global. Früher war er z.B. in Nordirland oder in Spanien lokalisiert – heute kann er immer und überall zuschlagen. Den Krieg erklären musste man ihm nach dem 11. September 2001 – aus allgemein bekannten Gründen. Seine Truppen nennt man Islamisten. Er ist kein eigener Staat. Das macht aber nichts, da kann man nämlich Stellvertreter-

> „Gott, der Herr, nahm also den Menschen und setzte ihn in den Garten von Eden, damit er ihn bebaue und hüte. Dann sprach Gott, der Herr: Es ist nicht gut, dass der Mensch allein bleibt. Ich will ihm eine Hilfe machen, die ihm entspricht. Gott, der Herr, formte aus dem Ackerboden alle Tiere des Feldes und alle Vögel des Himmels und führte sie dem Menschen zu, um zu sehen, wie er sie benennen würde. Und wie der Mensch jedes lebendige Wesen benannte, so sollte es heißen. (Gen 2.15, 18-19)

Da Gott nun nicht mehr allein ist, da es nun plötzlich Spielzeug um ihn gibt, das eine gewisse Eigenständigkeit an den Tag legt, braucht es Spielregeln.

> Dann gebot Gott, der Herr, dem Menschen: Von allen Bäumen des Gartens darfst du essen, doch vom Baum der Erkenntnis von Gut und Böse darfst du nicht essen; denn sobald du davon isst, wirst du sterben. (Gen 2.16-17)

Das gilt natürlich nicht für Gott selbst – er spielt unbegrenzt und allumfassend –, aber für seine Puppen – nicht, dass sie ihm auf der Nase herumtanzen und sein unbegrenztes Spiel einengen. Für Puppen kann eben nicht die gleiche Freiheit gelten wie für den höchsten Spieler. Sie sind Spielzeug, Objekte. Und was macht ein Kind, wenn sein Spielzeug nicht so funktioniert wie es soll? Es wird zornig, hat es nicht mehr lieb und wirft es in die Ecke – oder aus dem Paradies. Soll es doch selbst schau'n wie es zurechtkommt, ohne seine Hilfe. Und wenn es dann reumütig zurückkehrt – na gut, dann kann man Gnade vor Recht ergehen lassen und das Spielzeug in den versprochenen Himmel lassen. Aber soweit sind wir noch nicht. Nach wie vor liegen wir in der Ecke herum und hoffen auf Gottes Aufmerksamkeit, hassen ihn für seine Ignoranz oder haben überhaupt schon vergessen, dass es ihn gibt. Eine ziemlich aussichtslose Situation also für ein versöhnliches Ende. Und auch wenn uns Gott hie und da die Hand hingehalten hat, mit einer Sintflut die Spreu vom Weizen getrennt hat, uns Gebote geschickt hat, die uns wieder auf den rechten Weg führen könnten, sogar sich selbst in der Gestalt seines Sohnes unser angenommen und uns Schuldenerlass angeboten hat, wenn wir doch nur endlich brav seien – die meiste Zeit scheint es doch so, als ob ihm sein Spielzeug etwas langweilig oder widerwärtig geworden ist und er sich lieber mit Vergnüglicherem die Zeit vertreibt, weiß Gott womit.

gerade wollte, legte zwar nach eigenen Aussagen darauf Wert, dass er diesen Satz nicht als ein „tu, was dir gerade beliebt“ sondern als ein „erkunde was dein innerster Wille ist und handle danach“, lebte aber auch gemäß dieser Auslegung nicht gerade das Leben eines prophetischen Vorbilds oder gar Heilands, als welcher er 1925 bei einem okkulten Treffen ausgerufen wurde.
Um Michael Ende von diesem Vorwurf etwas reinzuwaschen, sei aber auch noch auf Augustinus verwiesen, der wohl beiden als Inspiration gedient haben dürfte: *dilige, et quod vis fac*. Liebe, und was du willst, das tue. Kurz gefasst und den Originalkontext berücksichtigend gibt Augustinus damit die Maxime, man solle stets aus Liebe handeln. Was diese Liebe genau ist, wurde viel diskutiert und soll in diesem ohnhin viel zu langen Artikel nicht nochmal angerissen werden. Ganz sicher aber verlangt Augustinus, dass das Handeln erst geschehen soll, nachdem man bezüglich der Handlung mit sich im Reinen ist – und das ist wohl auch die Botschaft, die Bastian in der *Unendlichen Geschichte* erst richtig verstehen muss. Da hilft kein langwieriger Gesetzestext; er muss selbst verstehen, was seine eigenen Regeln sind, um sein Spiel richtig zu spielen. Und auch hier ist es letztendlich die Liebe, die ihn wieder zurück in unsere Welt führt und einen *besseren* Menschen werden lässt.
Allen drei Autoren – Ende, Crawley und Augustinus – ist wohl gemeinsam, dass sie von einer Grundqualität im Menschen ausgehen, die ihn leiten und ihm das beste und einzige Gesetz sein kann, wenn er sich ihrer nur bewusst wird.

Spielregeln

Was ist nun aber, wenn uns Regeln vorgeschrieben werden? Wenn man plötzlich nicht mehr von einem Apfelbaum essen darf, wenn lügen, töten, nach Fremdem verlangen, stehlen usw. verboten wird, wenn diese Regeln bis ins kleinste Detail weiter ausgearbeitet werden? Dann führen wir ein geregeltes Leben und fühlen uns sicher. Wenn dann zu unserer Sicherheit Institutionen eingerichtet werden, die darauf achten, dass diese Regeln auch eingehalten werden? Dann sind wir erleichtert, dass wir nicht selbst ihre Einhaltung sichern müssen. Wenn dann diese Instituti-

lich gesicherten Wohlstand. Wir haben einen Sicherheitsapparat, der uns vor Spielverderbern schützt, der unser System erhält. Unser System? Wie gesagt, Spielen tun die, die die Regeln bestimmen. Wir sind längst nur noch irrelevantes Stimmvieh, Spielsteine, die glauben gemacht werden, dass sie den Spielfluss mitbestimmen. Und obwohl die meisten das ohnehin nicht mehr glauben, spielen sie dennoch mit, lassen mit sich spielen und spielen den Spielmachern in die Hände.
Genug der Wirtshaus-Tiraden.

Neue Regeln

Das Problem unserer Zeit ist, dass gewisse Kreise versuchen, unter anderen Vorzeichen als damals Kontrollstaaten zu errichten wie sie es in gewissem Ausmaß in Osteuropa bereits gab, wie es in China nach wie vor einen gibt. China, die neue große Weltmacht der Zukunft, elitär gelenkter Turbokapitalismus, feste Kontrolle der Bevölkerung, niedriges Lohniveau, durch marginale Arbeitnehmerrechte günstiges Investitionsklima für Unternehmer, gewaltiger zukünftiger Markt, wenn das Lohnniveau etwas steigt. Welche Regierung sollte da nicht neidisch werden? Kein Wunder also, dass der inzwischen aus gesundheitlichen Gründen zurückgetretene Präsident des österreichischen Verfassungsge-

kriege führen, in sogenannten Schurkenstaaten, die höchstwahrscheinlich Islamisten beherbergen und den Terror fördern – wenn nicht vor dem Krieg, dann auf jeden Fall danach. Bisher wurden zwei solche Schurkenstaaten erledigt. Der nächste kommt auch bald dran. „Die haben meine größte Sandburg kaputt gemacht! Denen zerstör' ich die ganze Sandkiste!“
Aber das ist nicht das ganze Problem. Im Hintergrund läuft da noch ein viel größeres Spiel. Die bipolare Weltordnung hat sich aufgelöst, die Phase der multipolaren Prägung ist nur eine Übergangsphase, die Globalisierung verlangt nach einer globalen Ordnung. Die Frage ist: Wer darf die Spielregeln aufstellen?



Bin ich nun ein Spinner, wenn ich mir mit dieser Ansicht noch Gedanken darüber mache, ob ich mit den Regeln einverstanden bin? Wenn ich da noch mein eigenes Spiel spielen will? Vielleicht. Ich hoffe nicht. Denk, was du willst.

va

Weiterführende Literatur:
Michel Ende: *Momo*.
Michel Ende: *Die Unendliche Geschichte*.
Bardo Weiß: *Die deutschen Mystikerinnen und ihr Gottesbild*.



Da spiel ich nicht mit!

Ein nicht ganz neues, aber zunehmend um sich greifendes Phänomen der politischen Systeme demokratisierter Länder ist jenes der NichtwählerInnen. Was sind die Gründe dafür?

Der organisierte Wahlboykott

Vor nicht allzu langer Zeit galt noch die Maxime *„Jener/Jenem, die/der nicht wählt, ist vom Angebotenen alles recht, jenem/jener der/die ungültig wählt, nichts"*. Inzwischen schicken sich die NichtwählerInnen (oder zumindest ein Teil davon) an, für ihre Entscheidung ebenfalls jene Motive der UngültigwählerInnen anzuführen. Gibt nun die Verdrossenheit über den politischen, besonders den parlamentarischen Alltag den Hauptausschlag für den Verzicht auf das demokratische Recht der Stimmabgabe?
In Italien oder Deutschland etwa meinen verhältnismäßig junge Gruppierungen ein derartiges Potential wahrzunehmen. So ist etwa in Deutschland seit 1998 die „Partei der Nichtwähler" aktiv, die ironischerweise mit einem eigenen Wahlprogramm für sich wirbt. Dies beinhaltet unter anderem die Forderungen nach mehr direktdemokratischen Instrumenten, andererseits aber auch die Erweiterung der repräsentativen Demokratie. Darüber hinaus spricht man sich für die Verkleinerung des deutschen Bundestages sowie der Landtage aus und bringt auch Vorschläge für Sozialreformen – Schlagworte sind z.B. medizinische Grundversorgung oder die Einheitspension – mithilfe derer angehäufte Staatsschulden abgebaut werden sollen. Es scheint, als handle es sich hierbei um ein durchaus ambitioniertes, prinzipiell jedoch eher oberflächliches und in sich nicht ganz widerspruchsfreies Programm, besonders wenn man bedenkt, dass die Partei namentlich DIE „Nichtwähler" für sich vereinnahmt. Vielleicht liegt hier ein Grund der bisher eher mäßigen Wahlerfolge der „Partei der Nichtwähler". Folglich ist die kritische Frage danach, ob die deutschen NichtwählerInnen das Fehlen eines derartigen Programms als ausschlaggebend für ihre Enthaltung sahen, berechtigt.

„Io non voto" nennt sich die organisierte Gruppe italienischer NichtwählerInnen, was soviel bedeutet wie „Ich wähle nicht". Vorrangiges Ziel dieser Liste ist es, den NichtwählerInnen die Möglichkeit zu geben, erstmals prozentuellen Anteil am Wahlergebnis zu erhalten (prinzipiell gehen NichtwählerInnen nicht in die Mandatsberechnung ein). Nachdem nun auch in Italien die Wahl geschlagen ist, stellt man 12 Millionen Stimmenthaltungen als Berechtigung für die eigene Liste dar, deren eigener Erfolg sich jedoch in Grenzen hielt. Der Fairness halber sei noch gesagt, dass „Io non voto" nur in manchen Regionen antrat; mehr als den Status einer Marginalie im Konzert der traditionell Mächtigen hätte sie wohl unter anderen Voraussetzungen auch nicht erreicht.

Die wahren Gründe des Nichtwählens

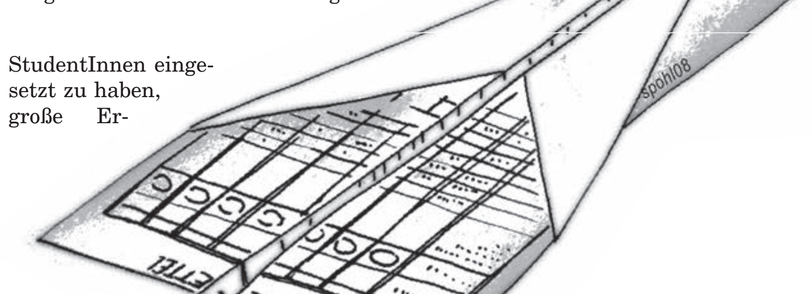
Bestimmt bieten so geartete Gruppierungen der einen oder dem anderen eine subjektiv sinnvolle Perspektive, um vom Wahlrecht Gebrauch zu machen – ob die wahren Gründe der Stimmenenthaltung aber nicht doch anderswo zu finden sind? Die Bundeszentrale für Politische Bildung (BPB) in Deutschland untersuchte die Motive der NichtwählerInnen bei den Bundestagswahlen 2002. Das von über 40% der Befragten und somit meistgenannte war „geringe Involvierung", doch dazu im Detail später. Ich wage zu behaupten, dass sich in Österreich die Situation nicht viel anders darstellt. Zwar treffen manche Merkmale öfter auf NichtwählerInnen zu als andere (z.B. jung, verhältnismäßig niedriger Bildungsstand), im Großen und Ganzen ist die Masse aber viel zu inhomogen, um sich in einem quantitativ bedeutungsvollen Ausmaß von einer ideologischen Gruppierung vertreten zu lassen.
Wo also den Hebel ansetzen, um dem expansiven NichtwählerInnenanteil Einhalt zu gebieten? Ich bin an dieser Stelle nicht zu stolz, um nicht auch auf den Paradeprügelknaben der letzten Jahre namens „Bildung" einzudreschen: Klar ist zwar, dass es a priori nicht möglich ist, Politik frei von jeglicher Ideologie zu lehren, dies macht die Lehre einer solch zentralen Thematik aber noch lange nicht überflüssig – ganz im Gegenteil!

Es bedarf dafür integerer Lehrpersönlichkeiten und zu allererst einem ernstzunehmenden, eigenständigen Schulfach „Politik". Dies wäre ein Schritt, mit dem man die „geringe Involvierung" (die zweifelsohne oftmals aus mangelndem Wissen resultiert) bekämpfen könnte. Jede/r ist in irgendeiner Form politisch involviert, aber das muss vielen erst bewusst gemacht werden, somit ist „geringe Involvierung" als Grund eigentlich die Berechtigung genommen. Aber solange ich nicht weiß, was Politik ausmacht, wie sie funktioniert und warum oftmals nicht, wird eine unüberbrückbare Distanz zwischen mir – der Nichtwählerin/dem Nichtwähler – und dem abstrakten, insgeheim unbekannten Begriff „Politik" bestehen. Dies ist schließlich doch eine Gemeinsamkeit, die wohl ein Großteil der NichtwählerInnen aufweist.
Natürlich soll und darf niemandem die Möglichkeit verwehrt werden, aufgrund einer Überzeugung auf das Wählen zu verzichten, doch andererseits ist es auch Aufgabe der Politik, gewisse Rahmenbedingungen zu schaffen. Rahmenbedingungen mit dem Ziel, nahezu allen Menschen die Möglichkeit zu geben, sich selbst als „Mitspieler" wahrzunehmen.

Spezialfall ÖH-Wahlen

Viele quantitative Untersuchungen sehen einen engen Zusammenhang zwischen bewusster politischer Partizipation und dem Bildungsstand. Demnach müsste die Beteiligung bei den Wahlen zur Vertretung der Österreichischen HochschülerInnenschaft gegen 100% tendieren. Hier sieht die Wahrheit aber leider anders aus: 28,7% Wahlbeteiligung beim letzten Urnengang im Jahr 2007. Wird z.B. der Nationalrat gewählt, bringt dies sicher mehr als ein gutes Viertel der StudentInnen an die Urne, zur Mitentscheidung an ihrer eigenen Vertretung können sich aber fast drei Viertel nicht aufraffen. Woran liegt's? Immerhin nahm viel an politischen Veränderungen und vom politischen Fortschritt seinen Ausgang in studentischen Bewegungen, das logischste Instrument der Mitentscheidung aber erfreut sich eher wenig Beliebtheit. Ein Grund dafür könnte gefühlte Ohnmacht sein, die sich in den letzten Jahren sicherlich noch verstärkt hat. Zwar kann man (Teilen) der ÖH nicht absprechen, sich gegenüber den Regierungen vehement für die Belange der StudentInnen eingesetzt zu haben, große Erfolge wurden jedoch kaum erzielt. Dies könnte schon seit längerer Zeit ein (unverschuldetes?) Legitimationsproblem auf realpolitischer Ebene konstruiert haben.
So manche/r hat's wohl auch schlichtweg aus Bequemlichkeit sein lassen – nicht nur bei den ÖH-Wahlen. Auch okay. Hat man sich aber selbst auf die Tribüne des Spiels verbannt, dann bitte ein bisschen schämen, wenn man hinein schreit ...

uesp



Gewinnspiel

Spiel doch mit!

Zu gewinnen gibt es dreimal 2 Eintrittskarten für „Die Katze im Sack" – Überraschungskabarett – in der Kulisse (www.kulisse.at) am 14. August 2008.

Einfach würfeln, und das Ergebnis an ich.will.kabarett@derbagger.org schicken.
Gewinnen wird das schönste, das richtigste und das höchste Ergebnis.

Viel Glück!



Die Präzension: Sachen, die's besser nie geben sollte ...

Diesmal: Österreich wird Europameister (oder: <u>A</u>lles <u>E</u>uropa <u>I</u>st <u>O</u>esterreich <u>U</u>ntertan)

Fakt ist: Der Ball ist rund, in jedem Team spielen erwachsene Mannsbilder, und die Regeln gelten für alle in gleicher Weise. Rein theoretisch hätten also alle 16 Mannschaften eine Chance, die Fußball-EM zu gewinnen – also auch das heiß umfehdete und wild umstrittene Österreich, das sich zum ersten Mal bravourös für eine EM-Endrunde „qualifizieren" konnte. Wir Eurofighter könnten also triumphieren und eine noch nie da gewesene nationale Euphorie erleben. Aber wollen wir das überhaupt? Wenn wir gewinnen wollen, müssen wir andere schlagen – dann bekämen wir wieder die Täterrolle aufgebrummt, die vielen gar nicht behagt. Das für den *homo austriacus* identitätsstiftende Raunzertum wäre außerdem mit einem Schlag um einen bedeutsamen Aufrechterhaltungsgrund ärmer. Doch diese Kinkerlitzchen wären ja vielleicht noch zu ertragen. Es käme womöglich noch schlimmer, wenn wir uns dann wieder das im vergangenen Jahrhundert flöten gegangene Selbstvertrauen in prärepublikanischer Manier zurückholen. Zuerst als Retourkutsche der Anschluss Deutschlands an Österreich (wir trotzdem in der Opferrolle), dann vielleicht noch ein bisserl herumballern (oder herumheiraten), um räumliche Strukturen à la K.&.K. (wieder)herzustellen, nach denen sich ja doch noch einige sehnen mögen (Hach, das waren noch Zeiten!) – aber zum Schluss siegt dann sowieso wie immer die Gerechtigkeit, und deshalb wohl auch wieder gegen uns. Diesen übermächtigen Gegner sollten wir uns diesmal ersparen und stattdessen gesunkenen Hauptes sang- und klanglos in der vergleichsweise unbedeutenden EM-Vorrunde untergehen. Überhaupt dabei zu sein erfüllt unsere Erwartungen ohnehin schon mehr als zur Genüge, weshalb wir auch guten Gewissens andere gewinnen lassen können. Bleiben wir doch klein und schwach und damit in authentischer Weise das, was wir gerne sind: *Opfer*. Du glückliches Österreich, verliere! – denn sonst gilt: <u>A</u>m <u>E</u>nd <u>I</u>s <u>O</u>lles <u>U</u>masunst …

pro



Wenn viele Dinge gut werden

Ausblicke, Einblicke, Durchblicke, Fehlblicke, Rückblicke, schöne Blicke, teure Blicke, viele Blicke, weise Blicke, kleine Blicke, sportliche Blicke, tiefe Blicke, weite Blicke, Punkt

Der Versuch einer Kulisse

Die Tür öffnet sich ein wenig widerwillig, sie hat bereits damit begonnen, zu vergessen; dunkel weiß sie nur noch, dass Türen sich öffnen sollten, oder schließen, oder beides, wenn eigentlich nichts dagegen spricht. Gerade spricht nichts dagegen, und sie wird von einer kräftigen, entschlossenen Hand daran erinnert, dass sie hier noch ein klein wenig zu tun hat.

Der Blick wandert durch den Raum, der sich hinter der Tür verbirgt, dieser Raum ist nicht wirklich hell, er ist auch nicht wirklich dunkel, die Luft ist ein wenig muffig, oder sogar sehr muffig, das liegt an jeder riechwilligen Nase. Es stehen ein paar Tische herum, Sessel, aus Holz gefertigt, mit Leder in geschmackvollem Beige bespannt, mit Federn von totem Federvieh wird die Illusion erzeugt, bequem zu sitzen.

An einem dieser Tische sitzt auf einem dieser Sessel ein Mann mit Bart, er wirkt müde, er wirkt traurig, er wirkt verärgert, und er flucht ein wenig, denn gerade eben ist sein Bierglas umgekippt, was allerdings nicht schlimm ist, denn es war bereits leer. Aber schimpfen zahlt sich trotzdem aus, er muss sich bücken, auf den Boden, von dem er eigentlich seit langem nicht mehr aufstehen kann, und wäre man als beobachtende Person in der zweifelhaft glücklichen Lage, hinter dem bückenden Mann zu stehen, würde man, nein, manche Dinge im Zusammenhang mit bückenden Männern sollten nicht geschrieben werden. Der Mann sieht jedenfalls aus wie jemand, der eine Chance ausgelassen hat, was ihn kaum von der Mehrheit aller Lebenden oder Gestorbenen unterscheidet, eine Chance, die eine Chance zu viel war, und damit wird er schon seltener, und wenn dies übertrieben klingt, übertrieben in Verzweiflung und Verlust, dann sei darauf hingewiesen, bei diesem Mann handelt es sich um einen Wiener, und somit ist jede Übertreibung im Schmerz legitim.

All diese Dinge, die jetzt bereits dem oder der aufmerksamen Lesenden aufgezwungen wurden, wissen wir, weil soeben drei Personen den Raum betreten haben und diesen Mann suchen. Dieser Mann ist die Icehockey-Weltmeisterschaft 2005, die, die angeblich in Wien stattfand. Wenn manche jetzt sagen: „Das ist doch unmöglich, völliger Unsinn!“, da möchte man entgegnen: „Doch, doch, die Weltmeisterschaft war in Wien, und es wurde tatsächlich Icehockey gespielt, zumindest ein wenig.“ Dann möchten diese manchen wohl sagen: „Nein, nein, nicht, dass die Weltmeisterschaft in Wien war, das haben wir ja doch mitgekriegt, obwohl sich die Stadt sehr bemüht hat, dieses Ereignis zu verdecken, es ist unmöglich, dass diese Weltmeisterschaft jetzt dieser Mann ist!“ Und darauf gibt's dann zu schreiben: „Möglich ist, was hier geschrieben steht. Aber aus jetzt mit unmöglichen Möglichkeiten, hier gehts um viel.“

Der Gesang und der Fluch

Dieses mögliche Streitgespräch könnte zeigen, dass es tatsächlich Menschen gegeben hat, die mitbekommen haben, dass Wien schon einmal ein wichtiges Sportereignis erleben durfte. An Tennisbegeisterte soll an dieser Stelle ausgerichtet werden, dass das Daviscuphalbfinale schon ganz lieb ist, genauso wie ein Championsleaguefinale, die erste Icehockey-Weltmeisterschaft seit langem, an der sämtliche NHL-Spieler teilgenommen haben, weil sich ihre Liga zum Glück nicht auf die Gehälter der Spielerchen einigen konnte, das ist eigentlich schon etwas Einmaliges. Eine Chance. Womit wir wieder bei unserem fluchenden Mann wären. Wer an seinem Schicksal interessiert ist, hier einige Schlagworte: Baustellen, Eis, doch kein Eis, Schilder und Nichtschilder, nochmal das Eis, Werbung. Das sollte fürs Nachlesen reichen, viel Vergnügen.

Der Grund des Treffens ist die Anwesenheit der Euro2008, der Dame mit dem freundlichen Lächeln und dem etwas aufgesetzten Optimismus, die hier ist, um Eindrücke auf sich niedergehen zu lassen und um Anregungen zu suchen. Ihre Mutter ist Schweizerin, sie, so sagt man, habe die Beständigkeit an Euro weitergegeben; der Vater ist – der Zufall, oder vielmehr die Libido, oder auch beide, wollten es so – Österreicher. Was der Vater an Euro weitergegeben hat, nun, Gespür und Feinsinn, Weitblick, Risikobereitschaft, ach ja, und Optimismus, allerdings natürlich auch ein wenig Skepsis.

Begleitet wird Euro von einer weiteren Dame, den olympischen Spielen in Peking, und einem leicht verschwitzten Mann, der mittlerweile nicht mehr wirklich weiß, wo er sich eigentlich befindet, aber auf Grund einer ungesund hohen Dosis an Endorphinen ist ihm das glücklicherweise auch egal, er ist die Fußballweltmeisterschaft 2006 aus Deutschland. Sein Name sei Franz.

„Überall Baustellen! Baustellen, Baustellen, Baustellen!“ grunzt die Icehockey-WM, der Einfachheit halber ab jetzt unter Michael abgelegt. „Fast so wie in China. Nur sind wir schon längst fertig.“ grinst Olympia. „Na, kein Wunder. Genug Leut' habt's ja auf jeden Fall. Und z'rückg'redet wird ja bei euch angeblich auch nicht. Da geht alles viel leichter.“

Es wird munter

Euro klopft Michael auf die Schulter, freundschaftlich, auch mehr, die beiden sind schließlich miteinander verwandt, zumindest ein wenig. „Sieh es doch positiv: Wir haben unsere Lektion gelernt, alles ist bereit, alles, was weg gehört, ist weg, alles, was hergehört, ist auf dem Weg.“ – „Genau. Dafür kommen jetzt Hooligans und vergewaltigen unsere Straßen ...“ – „Bitte, niemand wird vergewaltigt, wir haben das Problem im Griff. Ja, manche schieben immer noch ein bisschen Panik, es geht schließlich um die Sensibilisierung, die ist wichtig, auch im Fußball. Und außerdem ist das Problem längst gelöst, wir haben uns das in Deutschland ganz genau ang'schaut, und da war ja auch alles super!“

Franz kratzt sich am Kopf, die Duftstoffe, die bisher unter seinen Armen eingekerkert waren, erfreuen sich ihrer neugewonnen Freiheit, ebenso wie ein paar Worte, die Franz in den Raum wirft: „Nun ja, äh, ich sag mal, es war alles super. G'sehn hat niemand was, g'hört auch nicht, und was die Reporter schreiben, ist doch sowieso alles gelogen und Stuss. Sicher war's super!“

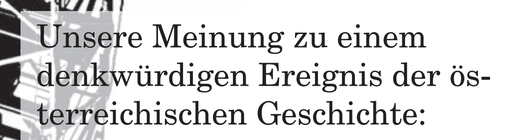
„Ja, diese Reporter, die sind in der Tat ein Übel. Egal, wie leicht man ihnen das Leben gestaltet, sie finden immer wieder einen Weg, alles schlecht zu reden, was ihnen am Silbertablett präsentiert wird. Wirklich lästig. Sehr lästig. Aber wir arbeiten daran, auch für die Olympischen Spiele, aber da unsere Systeme jetzt so gut funktionieren, können wir sie eigentlich laufen lassen, für später.“ Bisher war Olympia still gewesen, zum Thema Pressefreiheit fühlte sie sich scheinbar hingerissen, sie kommt ja schließlich aus dem Land, in dem Presse und Freiheit fließen, gemeinsam mit Honig. Und Reis. Aber der fällt, geht man von unseren Informationen aus, bevorzugt in Säcken um. Auf Fahrräder. Oder so ähnlich.

„Naja, aber alle Leute weg zu sperren, die a bissl was sagen, das ist doch auch keine Lösung, auf Dauer. Auch, wenn man viele Leute zum wegsperren hat.“ – „Sie werden auch nicht weggesperrt, sie leben in eigens errichteten Luxusappartements. Rund um die Uhr werden sie überwacht, damit ihnen auch ja nichts passiert, damit nicht womöglich ein wütender Mob, ach so, nein, wütende Mobs haben wir nicht, damit nicht ein Hund sie beißt. Und die Kameras sind deswegen dort, damit wir euch zeigen können, wie gut es unseren Journalisten geht. Euren übrigens auch, wir haben auch Siedlungen für eure Reporter errichtet. Ach, das wird ein Fest, wirklich!“ strahlt Olympia, indes Michael sich aufrichtet, seinen Blick schärft, schaut, was es zu schauen gibt, und spricht:

„Vor allem das Filmen der anderen Sportler ist ganz wichtig, sonst dopen die womöglich noch, da habt's schon recht. Im Übrigen bin ich der Meinung, dass ihr das alles super machts. Wirklich. Euro, du wirst ein Hit. Wir werden's so schön haben, das Burgtheater hat Ferien, die Leute haben endlich was, wofür sie ihr Geld ausgeben können, die G'fängnisse werden sich auch nimma so leer fühlen, wenn wir erst mal alle Fußballfans weggesperrt haben, und im Stadion wird's auch so schön atmosphärisch zugehen, lauter laute Wichtige auf den Tribünen, endlich wieder volle Straßen, und g'spielt soll ja auch was werden. Und die olympischen Spiele, die werden überhaupt prächtig. Alle werden brav hinfahren, brav ihre Rekorde aufstellen, niemand wird sich aufregen, niemand wird Plastiksackerln benutzen, nur die guten Sackerl aus Leinen, niemand wird spucken oder bespuckt werden, alle werden brav ihre Weltrekorde aufstellen, und am Ende gewinnt China. Moment, jetzt hab ich's verwechselt. Wie war das nochmal mit Baustellen?“

kam





Hochbau

Unsere Meinung zu einem denkwürdigen Ereignis der österreichischen Geschichte:

Mythos Cordoba

21.06.1978, WM-Endrunde in Argentinien. Österreich trifft auf den Erzrivalen und amtierenden Weltmeister Deutschland. Unser Team war nach einer knapp überstandenen Qualifikation (Spitz von Izmir) mit großen Erwartungen in dieses so wichtige Turnier gestartet, schied zwar aus, kam allerdings als Heldentruppe nach Hause.

Es wäre wohl alles nicht so gekommen, wenn der Gegner nicht Deutschland geheißen hätte und die Spieler aufgrund des ‚Matches des Jahrzehntes' bis in die Haarspitzen motiviert gewesen wären. Dem österreichischen Fußball gab dieses Ereignis Auftrieb, der bis heute noch zu spüren ist; so bereitet es noch nach 30 Jahren jedem Fan im Lande Genugtuung und ist für alle Balsam auf die geschundene Seele.

Vor allem aber wurden die Spieler dieser Generation zu Helden und Vorbildern, welche noch heute die Fußballlandschaft in Österreich prägen und gestalten. Nur so ist zu erklären, dass aus dieser Mannschaft schon 3 Teamchefs hervorgegangen sind, die auch auf Club-Ebene äußerst erfolgreiche Arbeit abgeliefert haben.

Im ORF-Fernsehen übertrug Robert Seeger, aber keiner hörte ihn – denn im Radio sprach der legendäre Edi Finger sen. und wurde tatsächlich narrisch.

Narrisch werden heute noch unsere deutschen Nachbarn, auf dieses für Österreich Identitätsstiftende Phänomen, denn durch das 3:2 wurde nicht nur Krankl zum Weltstar, sondern musste der Weltmeister die Koffer packen und zu allem Überfluss mit der österreichischen Mannschaft im gleichen Flugzeug nach Hause fliegen!

16.06.2008, EM-Endrunde in Österreich. Wieder heißt der Gegner Deutschland, wird sich die Geschichte wiederholen…?

ram & rem



Tiefbau

Mit voller Vergangenheit in die Zukunft!

Vor fast 30 Jahren besiegten die Herren Krankl, Sara, Vogts, Schachner & Co im fernen Cordoba nach 47 langen Jahren endlich wieder die Fußballnationalmannschaft unsrer teutonischen Lieblingsnachbarn. Was damals (aus österreichischer Sicht turniertechnisch betrachtet) so wunderbar wie belanglos war, ist heute ein Bremsklotz für die weitere Entwicklung des österreischen Fußballes. Wie kein andres Land der Welt hält Österreich an der glorreichen (?) Fußballvergangenheit fest, anstatt auch mal ein wenig Abstand (*„Wenn die Zukunft geöffnet werden soll, darf die Vergangenheit kein Argument sein!“*)zu gewinnen und mit einem GUTEN ausländischen Trainer neue Wege zu beschreiten. Man muß ja nicht unbedingt den Iren Giovanni Trapattoni ausspannen. Aber anstatt eines Guus Hiddinks (der die Russen in einer Gruppe mit Kroatien, England & Israel zur EM führte) könnte uns vermutlich ein alter Bekannter als Nationaltrainer nach der EM blühen. W. Sch.; internationale Trainererfahrungen? Einen deutschen Mittelständler der 2. Bundesliga fast erfolgreich in den Abstieg gecoacht. Ernsthafte Qualifikationen? Am 21.06.1978 70 Minuten für Österreich gelaufen zu sein. Wäre ja erst der vierte Cordobaner auf der Trainerbank in den letzten Jahren. In einer Zeit der globalen Turbulenzen braucht es ein paar Dinge, auf die man sich verlassen kann.



Also wird Schneckerl Prohaska im ORF weiterphilosophieren, Hansi Krankl in jedes Mikrophon, das man ihm unter die Nase hält unsäglich selbstbeweihräuchernden Blödsinn hineinsudern und der Hicke … der darf wieder ein paar Runden golfen in irgendeinem Emirat. Und bei Österreichs Gekicke bleibt halt mal wieder alles beim Alten … The Times, they are halt nicht immer a changing. Leider.

elp

Ludi incipiant?

Von der biologisch-olympischen Schweinezucht, dem grünen Specht und dem erlassenen Spuckverbot bis zu „Vogelnest“ und „Wasserwürfel“.

Peking gleicht einem Ameisenbau: Sehenswürdigkeiten wurden renoviert, alte Hutongs mussten Wolkenkratzern weichen, Peking wird auf Hochglanz poliert. Ob der 08.08.08 um 08:08 Uhr abends, der Achter als Glückszahl der Chinesen, die erhoffte positive Bilanz für Wirtschaft und Image bringt?

China hatte sich ehrgeizige Ziele gesetzt. 30.000 Arbeiter hätten für eine Fertigstellung der Olympiastätten noch vor dem Jahreswechsel Sorge tragen sollen. Diese Pläne relativierten sich jedoch auf Grund einiger technischer Probleme, zu hoher Kosten sowie eines Stahlengpasses. Das Bauvorhaben der Superlative war aber nicht nur Schwierigkeiten ausgesetzt, es brachte auch einige soziale Probleme mit sich. Für die Prestigebauten wurden weder Kosten noch Mühen gescheut; die Umsiedlung von 3.000 Familien, die den Olympiabauten für Abfindungen in der Höhe von insgesamt 155 Millionen Euro weichen mussten, wurde in Kauf genommen. Ähnlich scheint man mit dem Tod von mindestens 10 Arbeitern verfahren zu sein, die beim Bau verunglückten. Die chinesischen Behörden entschuldigten den Verlust mit einer Zahlung von insgesamt 17.400 Euro an die Familien der Opfer. Des Weiteren wurde die Bevölkerung Pekings von einer Explosion der Miet- und Grundstückspreise getroffen. Im Extremfall, besonders um die Sportstätten herum, kam es zu Mietsteigerungen um bis zu 100%, was dazu führte, dass sich heute viele Anwohner ihre Wohnung in Stadionsnähe nicht mehr leisten können.

Parallel dazu scheint sich der Staat mit den teuren Bauten übernommen zu haben. Das 300 Millionen Euro schwere „Vogelnest“ (das Nationalstadion) sprengte das Budget. Um noch anstehende Ausgaben gering zu halten, wurde das geplante bewegliche Schiebedach des Nationalstadions gestrichen und durch eine 40.000 Quadratmeter große EFTE-Folie ersetzt. Sie wird die 91.000 Zuschauer, die zur Eröffnung unter freiem Himmel sitzen werden, im Falle von Regen oder Sandstürmen schützen. Not macht eben erfinderisch.

Das „Vogelnest“ gehört neben dem „Wasserwürfel“ (i.e. das Schwimmzentrum) zu den Hauptschauplätzen der Olympischen Spiele, die zusammen eine metaphorische Bedeutung erhalten. Als Kreis und Quadrat sollen sie den Antagonismus von Himmel und Erde symbolisieren.

Neben dieser figurativen Interpretation der olympischen Bauwerke werden aber noch weitergehende Maßnahmen getroffen, um ein möglichst „harmonisches Umfeld“ für die Besucher zu schaffen. So wollen chinesische Behörden etwa mit Strafen, Warenbeschlagnahmungen und Rund-um-die-Uhr-Patrouillen Bettler und Straßenhändler von häufig frequentierten Touristenorten vertreiben. Weiters hat sich eine kuriose Initiative zur Reinhaltung der Straßen und Erhöhung des Hygienebewusstseins gebildet. Mit der Kampagne „Grüner Specht“ wurde vom ehemaligen Soldaten Wang Tao eine Aktion gegen das Spucken ins Leben gerufen. Gleichzeitig soll dies eine positive Imagekampagne darstellen, die das Bild Chinas in der internationalen Öffentlichkeit verbessern soll. Neben dem Spucken gilt seine Aufmerksamkeit auch weiteren Verhaltensweisen der Pekinger, wie etwa dem Vordrängen in Schlangen oder dem lauten Rufen in Restaurants. Laut einer Studie des Zentrums für Humanistische Olympische Studien der Pekinger Renmin Universität hat die Zahl der Pekinger, die in der Öffentlichkeit spucken, gegenüber 2005 um 41,7% abgenommen. Die Pekinger Behörden werden dieses Jahr weitere Mitarbeiter einstellen, die für die Überwachung der Straßen verantwortlich sind. Ebenso soll es künftig höhere Strafen bei Verstößen geben.

Die Olympischen Spiele haben in China ein weiteres wichtiges Thema zur Sprache gebracht. Da Pekings Umweltprobleme unbestritten sind, hat die Regierung ein Budget von 750 Millionen Euro veranschlagt, um unter anderem Energiesparprogramme und Maßnahmen zur Steigerung der Wasserqualität zu finanzieren. Weiters wurden von der Regierung Schritte eingeleitet, die die Luftqualität in Peking erheblich verbessern sollen. Mit täglichen Neuanmeldungen von 1.000 PKWs gibt es in Peking insgesamt ca. 3 Millionen Autos, die ihren Beitrag zur dichten Dunstglocke über der Stadt leisten. Zur Optimierung des Luftqualitätsindex' wurde von der Regierung eine einwöchige Fahrverbotsaktion ins Leben gerufen. An 2 Tagen der Woche durften nur Taxis und Autos mit einer ungeraden Zahl an der letzten Stelle des Kennzeichens auf die Straße, an zwei anderen Tagen nur jene mit einer geraden Kennzahl. Für ein Vergehen mussten 100 Yuan (ca. 10 Euro) berappt werden. Parallel dazu wurden die Fahrpreise für die 11 (davon 6 im Laufe des letzten Jahres neu gebaute) U-Bahnlinien Pekings auf 2 Yuan gesenkt, um die Bevölkerung zum Umstieg auf die öffentlichen Verkehrsmittel zu animieren. Die Luftverbesserung entsprach jedoch leider nicht den hohen Erwartungen der Experten.

Damit die Touristen während der Olympischen Spiele nicht auf gute Luftqualität verzichten müssen, hat man in Peking mit der Errichtung des 10.000 Hektar großen Labagou Nationalparks, des größten Waldparks Pekings, gesorgt. Außerdem will man den Olympiatouristen eine rauchfreie Umgebung garantieren. Obwohl in Peking über 4 Millionen Raucher leben, wurden die 40.000 Restaurants der Stadt aufgerufen, ihre Lokale rauchfrei zu halten. Eine weitere Maßnahme, um den Wünschen der Touristen gerecht zu werden, stellt die Produktion von biologisch und qualitativ möglichst hochwertigem Schweinefleisch dar. Extra für die Zeit der Spiele wurden Schweinefarmen mit biologischen Vorzeichen geschaffen, um westlichen Standards zu entsprechen.

China versucht also alle möglichen Vorkehrungen zu treffen, um einen Besuch der Olympischen Spiele so angenehm wie möglich zu gestalten. Dabei macht man auch vor dem Versuch nicht halt, das Wetter zumindest in Maßen zu kontrollieren. Da meteorologischen Untersuchungen zu Folge die Eröffnungs- und Schlussfeier mit 50%iger Wahrscheinlichkeit von Regen begleitet sein wird, ist der Einsatz von „Hagelfliegern“ geplant, die durch das Versprühen von Silberjodid-Kügelchen den Regen frühzeitig auslösen sollen.

Die Olympischen Spiele werfen also in China sozialpolitische, wirtschaftliche und umwelttechnische – sowie in jüngster Zeit heikle politische – Fragen auf. Dennoch ist man bestrebt weiterhin den Fokus auf den olympischen Gedanken und die Idee zu legen, der Welt Segen zu bringen. Dafür sollen auch die fünf „Friendlies“ stehen, also die Maskottchen der Spiele Beibei, Jingjing, Huanhuan, Yingying und Nini, deren Namen jeweils eine Verdopplung der ersten Silbe eines chinesischen Wortes ist. Gemeinsam ergibt sich der Satz: Bejing huanying ni – Peking heißt dich willkommen. Auf eines der „Friendlies sei an dieser Stelle noch besonders hingewiesen: Yingying stellt eine schlaue und schnelle tibetische Antilope aus dem Qinghai-Tibet-Plateau dar, welche eigentlich unter Artenschutz steht …

keni

Ein weder link- noch rechtes Un-Eck

Eigentlich ist das linke (oder rechte) Eck eine ganz normale Kolumne mit einseitiger Meinung. Aufgrund der Strittigkeit des Themas aber haben wir es diesmal um die darauf bezogene, redaktionsinterne Auseinandersetzung zwischen Autor *va* und Kritikerin *as* erweitert. (Erste Einrückung: Einwände von *as*; zweite Einrückung: Antworten von *va*.)

Wohl wenige Themen werden so polarisiert diskutiert wie die Tibetfrage. Da gibt es einerseits die China-EuphorikerInnen, die, begeistert von der aufsteigenden Weltmacht, die Befreiung der Bevölkerung Tibets von ihren blutrünstigen Herrschern, Leibeigenschaft religiöser Versklavung preisen und auf die Modernisierung, die sonst nie möglich gewesen wäre, hinweisen. Auf der anderen Seite stehen die Tibet-RomantikerInnen, die nie müde werden ihr großes Idol Tenzin Gyatso, den 14. Dalai Lama, zu unterstützen und aufzuzeigen, welche Verbrechen die chinesischen Unterdrücker am tibetischen Volk und seiner Kultur begehen. In Wirklichkeit stimmt beides und beide Gruppen haben Unrecht.

> **as:** Das ist nicht richtig: während die China-Euphoristen zwar tatsächlich Recht und Unrecht haben, haben die tibet-Romantiker nur Recht. Es gibt Beweise für die „Verbrechen, die die chinesischen Unterdrücker am tibetischen Volk und seiner Kultur begehen“. Sie sind damit einfach nicht im Unrecht.
>
>> **va:** Meiner Einschätzung nach sind meine obigen Aussagen über beide Gruppen belegbar. Unrecht haben sie beide, weil sie die jeweils andere Seite nicht akzeptieren, nicht zuhören können.

Das Problem ist, dass wir uns in den letzten Jahrhunderten hier in Europa sogenannte Werte erarbeitet haben, mit denen genaugenommen weder die frühere feudalistische Herrschaft in Tibet noch der KommuKapitalismus des heutigen Chinas vereinbar ist. (Dass eine eigenständige Regierung unter dem jetzigen Dalai Lama eine andere Politik machen würde als es damals geschah, ist eine andere Geschichte, aber irrelevant, weil China Tibet aus strategischen Gründen niemals aufgeben wird und der Dalai Lama ohne seine Vertreibung vielleicht gar nicht auf die Idee gekommen wäre bzw. nicht die Chance gehabt hätte, die Herschaftsstrukturen in Tibet maßgeblich zu verändern.)
Was also tun?
Wir im Westen: Erst einmal ein bisschen nachdenken und versuchen, uns in die Situation einzufühlen, bevor wir lauthals und dümmlich Partei ergreifen.
Die im Osten: Einerseits weiter aufzeigen, dass die Situation derzeit nicht erträglich ist, aber mit friedlichen Mitteln, anstatt es mit rassistischen Übergriffen zu versuchen, und akzeptieren, dass China Tibet niemals hergeben wird.

> **as:** Warum? Warum sollte man das akzeptieren? Woher weißt du das (das mein ich nicht rhetorisch)?
>
>> **va:** Aus verschiedensten Gründen: geopolitisch, Tradition, ökonomisch, innerer Zusammenhalt, usw. China müsste sehr am Boden sein, um Tibet aufzugeben. Zumindest mittelfristig schaden sich Tibeter mit Aggressionen nur selbst, schade, aber das ist so. Abgesehen davon tritt auch der Dalei Lama vehement dagegen ein. Und die Sympathien im Westen werden bei aggressivem Vorgehen nicht größer, aber das ist ohnehin irrelevant, weil der wirtschaftliche Wert Chinas viel mehr zählt.

Andererseits einsehen, dass mehr Autonomie – zumindest im kulturellen Bereich – nicht schaden würde, Frieden nur sicher ist, wenn er nicht der ständigen Bespitzelung der eigenen Bevölkerung bedarf und dass Gespräche mit dem Dalai Lama vielleicht gar nicht so schädlich wären.

va

> **as:** Eine klare Position zu beziehen wird von so manchem ausdifferenzierten Denker schnell als „lauthals“ oder „dümmlich“ bezeichnet. „Du machst es dir leicht, das musst du alles viel differenzierter sehen, es gibt immer zwei Seiten und vielleicht etlichmal soviele Wahrheiten!“ So verbringt man seine liebe Zeit damit, Probleme so lange hin- und herzuschupfen, bis sie wegdifferenziert sind. Danke, Problem gelöst. Beide haben Recht und Unrecht gleichzeitig. Tatsächlich?! Und ich dachte, einer ist klar im Recht und der andere klar im Unrecht und deswegen kommt man seit 50 Jahren auf keinen grünen Zweig.
>
>> **va:** Man kommt zu keiner Lösung, weil sich beide im Recht und ungerecht behandelt fühlen. Ich sag ja nicht, dass man nichts tun soll. Aber man soll friedlich sein, dem anderen zuhören und miteinander reden können. Draufhaun machts nur schlimmer.
>
> **as:** Wie sehr trägt so eine Herangehensweise eigentlich zu einer Lösung des Problems bei? Oder will uns der ausdifferenzierte Denker damit sagen, dass es keine Lösung gibt? Hoffentlich nicht, denn richtig: Jedes Problem hat zwei Seiten, natürlich, sonst wäre es ja kein Problem. Aber wäre es nicht fruchtbarer, eine Position zu finden, die weder unbedingt die eine noch die andere Seite ist, sondern sich quasi über einen Punkt C dem Problem A und B zu nähern?
> Ich entscheide mich für eine relativ banale Position und schließe mich dem Kreise der – hoffentlich – Vielen an und sage: Menschenrechte. Es stimmt, das ist nicht sehr originell und schon gar nicht handelt es sich hier um eine ganze neue, ausdifferenzierte Sichtweise. Nein, sie ist Gottseidank mittlerweile relativ alt (darüber können wir differenzieren wenn wir wollen :)). Die Menschrechte sind eine Errungenschaft, die nicht wegdifferenziert werden darf.
>
>> **va:** Ich sag nicht, dass die Menschenrechte schlecht sind, sondern dass wir uns darüber Gedanken machen sollten, dass es uns gut geht, weil sie woanders nicht gelten. D.h. überhaupt nicht, dass sie schlecht sind, sondern nur, dass wir eigentlich nach unserer Ethik wohlstandsmäßig zurückstecken müssten, um sie anderen Menschen zu ermöglichen. Allerdings kann man sich auch darüber Gedanken machen, ob sie auf alle Ewigkeiten das A und O der Ethik sein werden.
>
> **as:** Und nebenbei: China nicht zu verurteilen, nur weil die Zustände in Tibet heute vielleicht nicht besser wären, wenn dieser Wechsel nicht stattgefunden hätte, ist nicht schlüssig.
> Wenn man heute nach China schaut, so darf man den Fakt einfach nicht wegdifferenzieren, dass Minderheiten, wie Tibeter, unterdrückt werden, diskriminiert, gefoltert, kein Recht auf freie Meinungsäußerung haben, usw.
> Unter jenem Gesichtspunkt C, muss ich der chinesischen Führung eine klare Absage erteilen.
>
>> **va:** Ich sag ja, dass man die untragbare Situation aufzeigen soll, nur halt nicht mit Gewalt. Da halt ichs mit Gandhi und dem Dalai Lama.
>> Ich hab nicht das Gefühl, dass wir sehr unterschiedliche Standpunkte haben. Eher Missverständnisse durch die Kürze des Textes. Vielleicht probier ich das nochmal zu klären.
>
> **as (aus einem E-Mail):** Hab gerade deine Anmerkungen gelesen und verstehe jetzt besser, woher du kommst. Bleib bei meinem Standpunkt, aber vielleicht bist du eh auch nicht soweit entfernt.
> Naja, da könnten wir eine laaaaange Diskussion haben.



Eto wasche djelo

Das Machtspiel mit einem ganzen Land: Fallbeispiel Tschechoslowakei 1968-1989.

Eto wasche djelo, das ist eure Sache. Das sagte der sowjetische Diktator Breschnew im Frühjahr 1968, nachdem ihm die tschechoslowakischen Genossen mitgeteilt hatten, dass sie das politische System ein wenig menschlicher gestalten wollten („Prager Frühling"). Offiziell nannten sie das geplante System „Sozialismus mit menschlichem Antlitz". Es wäre jedoch nur eine „sanftere" Diktatur gewesen: Die reale Apartheid-Gesellschaft (Mitglieder der KP-Oberschicht hatten „andere" Rechte als das Fußvolk und waren in der Verfassung als die „führende Kraft der Gesellschaft" verankert[a]) wäre erhalten. Monate später, am 21. August, waren trotzdem Panzer des Warschauer Paktes im Lande. Die Invasion lief *nicht* nach Plan ab: Die vorbereitete *Regierung der Arbeiter und Bauern* (so nannten die Kommunisten schon immer ihre Diktaturen der Ideologen, die weder Arbeiter noch Bauern waren) wurde nicht eingesetzt, die selbsternannten Reformer wurden aber nach und nach entmachtet.
Die Armee verteidigte das Land gegen die 400.000 Invasoren mit 6.000 Panzern nicht. Das Land, das schon seit 1948 dem Kommunismus ausgeliefert war, wurde wieder für einundzwanzig Jahre für das düstere Paradies der Arbeitenden gerettet: Weitere Generationen (auch *meine* Generation) die in einer Angstgesellschaft[b] lebten und nicht frei reisen, sondern Mund halten durften. Es waren Ferien und mir blieb deswegen ein Kindheitstrauma erspart: Ich verbrachte die erste Woche der Okkupation nicht zu Hause in Prag, sondern bei Großeltern in Ostböhmen. Dort marschierten die polnischen Einheiten ein. Sie saßen mit ihren Gewehren auf den Panzern, aber verwendeten diese nicht wie die Russen in Prag.
In Prag war es schlimmer. Ich sah aber nur noch Blutflecken (mit Blumen und Flaggen bedeckt), und viele ausgebrannte und zerschossene Häuser. Sehr viele Panzer mit grimmiger Besatzung. Flugabwehrkanonen(!) auf dem Altstädter Ring. Die Leichen waren schon weg.
Mit einer kindlichen Neugier untersuchte ich die Einschüsse in der Decke des Zimmers, wo mein Vater in einem Bürogebäude auf der Prager Vinohradská Straße, vormals Stalinstraße, arbeitete.

Geschäfte gemacht wurden, der aber sonst abgeschrieben wurde. Nur aus der DDR wurden Menschen *freigekauft* (ca. 33.000 Untertanen für 3,5 Milliarden DM)[f]. Im Gymnasium (Fach: Wehrerziehung, *branná výchova*) lernten wir mit einem Kleinkalibergewehr umzugehen. Dann auch mit einer Kalaschnikow, auch AK-47 genannt[g], damit wir für den zweijährigen Militärdienst (ohne Ersatzdienstmöglichkeit) gut vorbereitet wären. Für den Krieg gegen euch Imperialisten und Imperialistinnen. Dass die ganze Welt früher oder später, mit oder ohne Gewalt, kommunistisch werde, wurde uns allen sorgfältig eingehämmert. Wir wären gerne *collateral damage* im Kampf gegen den Kommunismus, oder wie ich gerne sage, Kommunazismus (zugegeben, Kommunismus hat mit Faschismus mehr gemeinsames als mit dem Nazismus), gewesen.
Ohne Freiheit zu leben: Für viele von uns kaum greifbar, wir haben sie. Ich habe es im Westen so oft gehört: wir haben hier auch eine (Konsum-)Diktatur, nur eine subtilere. Das ist eine böse und zynische Verharmlosung. Diktatur bedeutet (auch in einem Land, wo nur mäßig Staatsmord und Folter angewendet wird): Du gehst schlafen und weißt nicht, ob du nicht in der Nacht verhaftet wirst. Du stehst auf und musst *den ganzen Tag sehr aufpassen*, was du sagst. Du sagst deine Meinung nur den besten Freunden. Du darfst nie unbekümmert telefonieren oder Briefe schreiben. Irgendwann Neapel sehen oder studieren kannst du dir abschminken. Das schlimmste: Das alles wird für dich völlig normal und du resignierst. Wenn du diese Regel brichst und/oder die Herrschenden gerade einen Prozess brauchen, bist du dran: Zwei bis sechs Jahre Haft waren es in der ČSSR, Foltertod bis vor kurzem in Irak usw. Im Staat gibt es keine Institution, die nicht dem Diktator oder der Partei hörig ist.

Chamberlains & Carters vs. Churchills & Reagans

Stellt euch vor: ihr lebt in einem Käfig. Alle, die nicht im Käfig leben müssen, im Osten und im Westen, sagen: Das ist kein Käfig, das ist ein *anderes* Wohnsystem! Dann kommt jemand, der sagt: Das ist ein Käfig und es ist eine Sauerei, dass ganze Nationen, *captive nations*, so eingesperrt leben müssen. Die Partei und ihre Medien (freie Medien gab es einfach nicht) waren wütend. Sie waren von Europa durch Worte wie *friedliche Koexistenz*[i] und *Nichteinmischung* verwöhnt. Die Rede von Reagan war natürlich nirgendwo zu bekommen. Aber zu hören in *Radio Free Europa* und *Voice of America*, auch wenn RFE durch energiefressende Störsender (Hitler hatte auch viele) gestört wurde.
1983 kam der NATO-Doppelbeschluss (Aufrüstung des Westens auf sowjetisches Niveau + Verhandlungen), 1987 die doppelte Nulllösung (weitreichende atomare Abrüstung). Reagan hat 1987 Gorbatschow in Berlin öffentlich aufgefordert, die Mauer niederzureißen[j]. Nach zwei Jahren war die Mauer weg; Gorbatschow, der letzte sowjetische Diktator (1985-91, wurde von den Parteigeronten ernannt, erst Jelzin wurde frei gewählt) hat dazu nur durch sein Nichtstun beigetragen: er hat es mit seinen Panzern nicht verhindert. ČSSR wurde bald auch frei und auch wenn Tschechien noch immer eine sehr korrupte Demokratie[k] ist, ist es jetzt ein Land, wohin Menschen flüchten. Das ist ein gutes Zeichen. Oder wollen Sie nach Kuba, Nordkorea, Weißrussland oder Zimbabwe flüchten?

Kommunismus geht vorbei

Manchmal hören wir aus dem Ex-Ostblock (vor allem von den *Ehemaligen*), dass hinter dem Kommunismus eine dicke Linie gemacht werden sollte, gebt bitte endlich Ruhe usw. Es ist umgekehrt: Historiker, die die Geschichte des Kommunismus schreiben werden, sind noch nicht da. Maria Fritsche, die in ihrer enthüllenden Diplomarbeit[l] über die Deserteure in der (österreichischen) Wehrmacht schrieb, wurde 1969, 24 Jahre nach 1945, geboren. Und die russischen Archive sind sowieso noch zu.
Beispiel eines Forschungsauftrages: *Perzeption des sowjetischen Krieges in Afghanistan in den westlichen Medien 1982-1988*.[m] Also Genosse Gorbatschow: Hat 2003 verkündet, dass der sowjetische Afghanistan-Krieg (der das labile Gleichgewicht in der Region nachhaltig zerstört hat) ein „Fehler" war. Warum erst nach Jahren? Gut, Gorbatschow fing nicht an und wollte den Krieg nicht. Es waren andere: Andropow, Ustinow, unser Hauptheld Breschnew usw. Aber Gorbatschow wollte ihn schnell gewinnen, und so wurden unter ihm wahrscheinlich die meisten der 1,3 Millionen afghanischen Opfer getötet[n]. Ein Fehler. Auf dem Stephansplatz in Wien demonstrierten ca. 1986 ungefähr 20 Afghanen mit einer tschechisch-polnischen Beteiligung gegen Gorbatschows Fehler. Die Opferzahlen waren schon damals bekannt.

Sowjetunion: *a ghastly hybrid of seventeenth-century quasi-Oriental despotism, nineteenth-century messianic radicalism and twentieth-century total war*[o].
Wünschen wir der ganzen Welt jedes Jahr mehr Freiheit (vor 20 Jahren gab es noch den Ostblock und die Diktaturen Südamerikas waren auch keine Rosengärten) Hoffentlich werden wir unsere Freiheit immer genießen können. Wir sollen jedoch nicht diese Worte von Reagan vergessen: *Freedom is never more than one generation away from extinction.*

kor

Die Rotarmisten ballerten einfach herum, sagte er. Niemand wurde verletzt, alle sind in den Hof gelaufen. Die Fassade des Nationalmuseums in Prag trägt bis heute Schussnarben. Zu unserer Schadenfreude schafften es die Stalinskis nie, die Fassade richtig zu restaurieren.

Wie war die Jugend?

Meine Eltern legten mir und meinem Bruder nahe, *nie* in der Schule über Politik zu reden. Zu Hause wurde ganz anders geredet als in der Schule, die Angst war in den Gesprächen spürbar. Hunderttausende flüchteten gleich 1968/69 in den Westen, weitere Zigtausende später. Die Menschen stimmten mit den Beinen gegen den Kommunismus ab, freie Wahlen gab es nicht, diese wurden erst 1990 wiedereingeführt.
Wir waren vierzehn Jahre alt: Milan (beide Eltern bei der Partei, nach dem russischen Einmarsch aus der Partei und Arbeit rausgeflogen) und ich (niemand aus der Familie bei der Partei). Wir diskutierten auch über Politik. Einmal fragte mich Milan *auf der Strasse* (Abhörgefahr!), ob ich *etwas* machen will. Ich wusste, was er meinte. Wir machten also *etwas*, aber unsere Versuche, Flugblätter gegen die Okkupation zu erzeugen, scheiterten, da die alte Pressmaschine nichts taugte. So ist uns eine Jugendstrafe erspart geblieben – und den beiden Familien ein ziemlich tristes Schicksal. Wir waren sehr naiv, wir wären bald verhaftet worden, da die Spitzeldichte in der Bevölkerung hoch war.
Was wäre wenn: wenn uns „die Amerikaner" geholfen hätten? Wir wussten, das es völlig utopisch war: Für die älteren Generationen blieb „Amerika" jedoch *die* Hoffnung: schließlich haben die USA ab 1950 den Sender *Radio Free Europe*[c] finanziert, der bist heute in die unfreien Länder[d] freie Informationen nicht nur über Politik, sondern auch über Kultur, Kunst, Religion usw. ausstrahlt (Kommunisten nannten freie Informationen „ideologische Diversion")[e].
Für Europa waren wir bloß „der Ostblock", mit dem

Die herrschende Schicht im Ostblock, die Genossen und Genossinnen, bildeten überall ca. 10% der Bevölkerung, deren Macht durch Polizei, Paramilitärs („Volksmilizen") und (fremde) Panzer geschützt wurden. Die meisten Menschen in Europa wissen wenig über Kommunismus, und verstehen nicht, dass auch Österreich jetzt ein armes postkommunistisches Land wäre – ohne die USA, die dieses verhindert und das *Reich des Bösen* zum Kollaps gebracht hat. Wie ist es dazu gekommen?
Jimmy Carter wurde 1976 zum Präsidenten gewählt. Er hat zuerst viel über Menschenrechte gesprochen. Genossenkows waren zuerst sehr beunruhigt, aber nachdem sich herausgestellt hatte, dass seine Worte nur Worte bleiben, beruhigte sich die Lage, und gegen die Opposition (in der ČSSR war es die Charta77) wurde härter vorgegangen.
Ronald Reagan wurde 1980 gewählt und nach Jahrzehnten saß im Weißen Haus jemand, der gegen die kommunistischen Pläne mit uns allen vorging. Es gab zuerst viel Gespött, im Osten und im Westen: Ein Schauspieler wird zum Präsidenten, typisch Amerika. 1983 nannte Reagan in einer Rede das sowjetische Imperium „Reich des Bösen", *the focus of evil in the modern world*[h]. Wir Ostblockistanis ließen uns diese Worte auf der Zunge zergehen.





---

a *All animals are equal. But some animals are more equal than others.* George Orwell, *Animal Farm.* Orwell war im Ostblock verboten.
b Der sowjetische Dissident Natan Sharansky unterscheidet zwischen *fear society* and *free society*. Es ist mehr als nur ein Wortspiel: In ständiger Angst zu leben ist eines der grundlegenden Merkmale einer Diktatur. Siehe *The Case for Democracy. The Power to Overcome Tyranny and Terror*. 2004
c www.rferl.org. Die tschechischen Sendungen wurden natürlich schon eingestellt, der Hauptsitz ist ab 1995 Prag – vorher war es München.
d Viele westlichen Journalisten stellen die Worte „freie Welt" in die Anführungszeichen, als ob dieser (= unser) Teil der Welt nicht frei wäre. Dabei ist es so einfach: Freie Welt ist der Teil, von wo die Menschen nicht flüchten und wo sie ohne Parteibewilligung ungehemmt Bagger schreiben dürfen.
e Was war alles verboten? Z.B. alle Werke der geflüchteten tschechischen Autoren, also Kundera oder Milos Forman, ferner alle Autoren, die zu Hause zu goschert waren, alles, was die Parteiphilosophen nicht wahrnehmen wollten – Religion, nichtmarxistische Philosophie und Geisteswissenschaften. In den Ostblock-Fachbibliotheken fehlen 40 Jahre Fachliteratur, besonders Periodika. Auch Monty Pythons (freche Witze gegen die nichtausbeuterischen Systeme)oder (sic!) Marx Brothers (frecher und blasphemischer Name)
f Eine der abscheulichsten Blüten des Kommunismus: Ein Mensch kostete also 106.060,6060 etc. DM. Siehe *Freikauf. Das heiße Geschäft im Kalten Krieg.* Gerald Prasch im Gespräch mit Ludwig Rehlinger, www.super-illu.de/aktuell/Freikauf_434840.html (5.3.2008)
g Ich war jahrelang überzeugt, dass die *AK-47* der einzige bedeutende Beitrag der Sowjets zur Zivilisation war. Wie eine Illusion. Da wurde nur das deutsche *Sturmgewehr 44* abgekupfert.
h www.ronaldreagan.com/sp_6.html
i Auch *détente* genannt. Reagan: „Detente: Isn't that what a farmer has with his turkey - until Thanksgiving day?"
j *Tear down this wall!* www.reaganfoundation.org/reagan/speeches/wall.asp
k vgl. Korruptionsindex von Transparency International, www.transparency.org
l Maria Fritsche: *Entziehungen. Österreichische Deserteure und Selbstverstümmler in der Deutschen Wehrmacht.* 2004
m Es gab hunderte oder vielleicht tausende Lidices in Afghanistan, trotzdem war der Krieg in den Medien kaum wahrnehmbar. Aus Angst oder Sympathien der UdSSR gegenüber?
n Paul Kengor: *The Crusader. Ronald Reagan and the Fall of Communism.* 2006. S.276: " a quarter or half of all Afghan peasants had their villages bombed…"
o Derek Leebaert: *The Fifty-Year Wound.* 2003, S.xii



Wasserspiele fürs Leben

Über eine Milliarde Menschen hat heute keinen Zugang zu sauberem Trinkwasser. PlayPumps International versucht bislang erfolgreich dieses und andere Probleme spielerisch zu lösen.

Vor knapp 20 Jahren entdeckte der südafrikanische Werbeunternehmer Trevor Fields auf einem Markt eine Bewässerungspumpe, die durch ein kleines Kinderkarussell angetrieben wurde. Eine hübsche Idee, die er in seinem Kopf weiterentwickelte. Er dachte sich daneben noch einen kleinen Wasserturm, umhüllte diesen mit Plakatwänden, und schloss daran einen Wasserhahn an. Und weil die Idee so bestechend wie einfach war, redete er mit Kollegen darüber, suchte Unterstützung bei verschiedenen Unternehmen und Institutionen, lizenzierte das ursprüngliche Pumpensystem und ließ es weiterentwickeln. Die ersten zwei Systeme konnten schließlich 1994 installiert werden und in den nächsten drei Jahren stieg ihre Anzahl auf 20. Neben der Versorgung der Bevölkerung mit trinkbarem Grundwasser erfüllten die Anlagen auch eine aufklärerische Funktion, denn zwei der vier Plakatwände waren für loveLife, die südafrikanische HIV-Präventionskampagne, reserviert. Finanziert wurde die Errichtung durch Spenden, für die Wartungskosten sorgten die Werbeeinnahmen, der Betrieb wurde durch spielende Kinder gewährleistet. Ein nettes, innovatives Entwicklungshilfeprojekt.

Und dann ging es plötzlich schnell: im Jahre 1999 besuchte Nelson Mandela die Eröffnung einer Anlage und im Jahr darauf gewann das Projekt den Development Marketplace Award der Weltbank, was für größere internationale Aufmerksamkeit und damit auch Mittel sorgte. Inzwischen sind über 1.000 PlayPumps installiert, das Operationsgebiet wurde von Südafrika auf Mosambik, Swasiland und Sambia ausgedehnt. Bis zum nächsten Jahr sollen sechs weitere Länder südlich der Sahara von diesem Projekt profitieren. Das ambitionierte Ziel lautet insgesamt 10 Millionen Menschen mittels 4.000 Anlagen zu versorgen, und letztes Jahr verkündete First Lady Laura Bush und Bill Clinton, dieses Vorhaben mit amerikanischen Entwicklungshilfegeldern zu unterstützen. Derzeit stellen neben direkten Spenden von diversen Stiftungen, Einzelpersonen und Unternehmen, darunter etwa Unilever, Coca-Cola oder Anheuser-Busch, Einnahmen aus dem Verkauf von Mineralwasser mit Solidaritätsaufschlag, wie es beispielsweise One Water in Großbritannien erfolgreich vormacht, die bedeutendste Finanzquelle dar. Die Wartung wird nach Angaben von PlayPumps International, inzwischen eine in den USA eingetragene non-profit Organisation, nach wie vor durch die Einnahmen aus der Werbeflächenvermietung bestritten. Kurzum eine beispielhafte Geschichte für das Zusammenspiel von NPOs, NGOs, Unternehmen, Regierungsstellen und Gemeinden im Entwicklungshilfesektor. Gerade so, wie es die Weltbank gerne als einzigen richtigen Weg propagiert.

Friede, Freude, Wasserhahn?

Was an diesem Projekt zu Recht begeistert, ist die Einfachheit der Technik. Eine Idee, bei der man sich wundert, wieso nicht früher jemand darauf kommen konnte. Das Schema Bohrloch mit Kreiselpumpe, Hochbehälter und einer zentralen Wasserabgabestelle ist schon seit längerem der Standard für leistungsfähige Wasserversorgungssysteme in Entwicklungsländern. Das bisherige Problem war der Antrieb der Pumpe. Sowohl Strom als auch Diesel sind in Dörfern oft nicht zu haben, wenn doch, ist die Versorgung unzuverlässig und der Preis meist zu hoch. Photovoltaik ist teuer und noch unausgereift, Windkraft meist zu unzuverlässig. Also Ringelspiel auf das Bohrloch gesetzt, Gestänge zur Pumpe und schon sprudelt das Nass aus Tiefen bis zu 100 Metern in den 2.500 Liter fassenden Hochbehälter.

Die Simplizität der Idee wird allerdings nicht dem gesamten Thema gerecht. Denn Wasserversorgung kann nicht durch ein Expertenteam gewährleistet werden, welches einmal kommt, den Untergrund sondiert und eine technische Anlage hochzieht. Wasserversorgung heißt für eine Dorfgemeinschaft auch über wasserbürtige Krankheiten, über Hygiene und Abwasserentsorgung zu wissen, im Stande zu sein, das System in Gang zu halten und Entscheidungen darüber zu treffen, gegebenenfalls den Zugang zu limitieren oder auch Tarife festzusetzen. Und gerade über diese Aspekte wird bei PlayPumps International wenig gesprochen. Es wird zwar verlautbart, man lege Wert auf Einbindung der Gemeinden, Ausbildung lokaler Arbeiter und beginne Bauarbeiten immer im Einverständnis mit den Entscheidungsträgern auf unterster Ebene, doch sind all diese Bemühungen kaum ausreichend, um die Projekte als partizipativ einzustufen. Dazu müsste von einer Gemeinde selbst der Wunsch nach einer Änderung der bisherigen Wasserversorgung laut werden, Alternativen diskutiert und evaluiert werden, um sich schließlich für die Lösung zu entscheiden, welche den Ansprüchen in der Gemeinde am ehesten gerecht wird. Auch ist es der Nachhaltigkeit eines solchen Projektes meist zuträglich, wenn die Benutzer des Systems sich für dieses verantwortlich fühlen. Das heißt, dass es ihnen tatsächlich gehört, sie unter Umständen einen Teil der Errichtungskosten tragen und auch für den laufenden Betrieb und Wartung aufkommen. Wird hier die Verantwortung auf eine externe Organisation abgeschoben, entsteht ein Abhängigkeitsverhältnis und kann im schlimmsten Fall zu einem Verlust der Errungenschaften führen.

Auch könnte man bekritteln, dass durch Play-Pumps Kinder als Arbeitskraft missbraucht werden. Allerdings sieht die Ausgangssituation meist so aus, dass es Aufgabe der Frauen und Mädchen ist, das Wasser ins Haus zu schaffen. Da die Wege zu natürlichen Wasservorkommen mitunter mehrere Stunden in Anspruch nehmen, kommt es zu einer Schlechterstellung der Mädchen, da ihnen so der Schulbesuch erschwert oder gar unmöglich gemacht wird. Durch eine günstig situierte Wasserabgabestelle in einem Dorf dürfte es also so eher zu einer Verbesserung der Situation der Kinder, insbesondere der weiblichen, kommen. Wobei diese Wegersparnis auch ihre Schattenseiten mit sich bringen kann: In patriarchalisch geprägten Gemeinschaften ist eine entlegene Wasserstelle oft der einzige Ort, an dem Frauen der Aufsicht der Männer entwischen und unter sich sein können. Wird nun im Dorf ein Brunnen errichtet, fällt diese Möglichkeit des sozialen Austausches weg oder wird erschwert. Dies ist natürlich keine spezielle Schwäche der PlayPump, sondern von vielen Entwicklungshilfeprojekten, bei denen zu wenig auf die Bedürfnisse der Beglückten eingegangen wird.

Es gibt viele Meinungen, wie Wasserversorgung in Entwicklungsländern funktionieren sollte. Traurige Tatsache ist, dass es nirgends flächendeckend wirklich funktioniert, auch wenn es einige viel versprechende Ansätze gibt. Die Play-Pump weiß zwar zum Organisatorischen wenig neues, bringt jedoch eine effiziente und günstige Lösung für die technische Seite ins Spiel. Es ist zu hoffen, dass sich diese längerfristig bewährt und Trevor Fields noch viele Karusselle aufstellen kann.

ra

Ganhar-Perder

Von der brasilianischen Agrarreform

Ich wollte schon immer die Welt retten. Wie macht man das? Ich bin noch immer weit davon entfernt, irgendwas oder irgendwen auch nur ansatzweise zu retten. Deshalb versuche ich etwas von dem, was ich zwischen September 2007 und Februar 2008 in Mato Grosso, wo ich zur Feldforschung für meine Diplomarbeit war, gesehen und gehört und gespürt habe, aufzuschreiben. Vielleicht hilft das ein bisschen.

Der Bundesstaat Mato Grosso, im Westen Brasiliens gelegen, ist etwas größer als Deutschland, hat aber nur an die 2, 5 Millionen Einwohner, von denen sich rund eine Million in der Hauptstadt Cuiabá konzentriert. Mato Grosso bildet zusammen mit acht weiteren Bundesstaaten „Amazônia Legal“: dieser Teil Brasiliens ist der größte soziogeographische Bereich Lateinamerikas, charakterisiert durch eine ungemein artenreiche Vegetation und große Flächen Regenwald.

Ich habe fünf Wochen in zwei Siedlungen der brasilianischen Agrarreform, so genannten „assentamentos“, gewohnt. Artikel 184 der brasilianischen Verfassung besagt, dass landwirtschaftlich nutzbares Land einen gesellschaftlichen Nutzen erfüllen muss. Wenn Land, das genutzt werden könnte, einige Jahre brach liegt, kann es enteignet werden. So will der Staat der enormen Ungleichverteilung, dem Hunger und dem Exodus Richtung Stadt entgegenwirken. Der Boden, von dem hier die Rede ist, gehört Großgrundbesitzern. Und die heißen nicht umsonst so: mehrere tausend Hektar Grundbesitz sind keine Seltenheit. Dem größten Sojaproduzenten der Welt, Blairo Maggi, gehören in Mato Grosso 400000 Hektar Land. Die Leute, die das enteignete Land dann bekommen, nennt man „die Landlosen“ – „os sem terras“. Dieser Begriff ist politisch unkorrekt, weil er in Brasilien selber oft abwertend verwendet wird. Außerdem werden die Menschen, auch wenn sie schließlich das Land bekommen, immer noch so bezeichnet.

„Landlose“ sind Menschen, die ihr Leben lang als z.B. Tagelöhner auf Fazendas (landwirtschaftlichen Großbetrieben) gearbeitet oder andere Jobs für einen Hungerlohn erledigt haben und bereit sind, einige Jahre in Zeltdörfern – „acampamentos“ - ohne Strom und mit improvisierten Sanitäranlagen, sprich Plumpsklos und Kübelduschen, auszuharren und dort darauf zu warten, ein Grundstück zu bekommen. Denn das ist die Bedingung: willst du Land, musst du geduldig sein. Durch das Wohnen in den Zeltdörfern zeigen die „Landlosen“, dass sie gewillt sind, wirklich auf dem Land zu bleiben. Das verlangt das Gesetz. Es reicht nicht, sich für ein paar Hektar „anzumelden“, die Leute müssen auf dem Boden, den sie irgendwann bekommen, warten. Nach zwei bis fünf Jahren - manchmal dauert es auch länger (die Großgrundbesitzer setzen alles daran, „ihr“ Land nicht hergeben zu müssen), bekommen die Familien oder Einzelpersonen, die es so lange unter den schwarzen Planen ausgehalten haben, ein Stück Erde.

Mato Grosso war in den letzten Jahren immer wieder trauriger Gewinner, was die abgeholzten Flächen Regenwald betrifft. Im Jahr 2004 z. B. mussten 26.000 km2 Wald (in einem einzigen Bundesstaat!), eine Fläche etwa so groß wie Oberösterreich und Steiermark, dem Anbau von Soja und der Weidenutzung weichen. Mato Grosso ist schwer agroindustriell: Soja wächst dort in rauen Mengen, aber auch Mais und Baumwolle.

Die Großbauern wirtschaften inputintensiv – der Boden ist bereits tot, ohne hohe Gaben von synthetischen Düngern würde gar nichts mehr wachsen.

Meine „Landlosen“ wurden auf brachliegendem Boden inmitten des Sojameers angesiedelt. Jede Familie erhielt ein Grundstück von 50 oder 60 Hektaren, womit man in der Gegend zu Kleinstbauern zählt. Davon darf laut Gesetz die Hälfte gerodet werden, der übrige Wald muss verschont bleiben. Meine GesprächspartnerInnen hatten im Schnitt 15 Hektar urbar gemacht, weil für mehr die Arbeitskraft nicht reichte. Es passiert fast alles von Hand: pflügen, pflanzen, säen, ernten, melken.

Die Großgrundbesitzer verwenden Pestizide, die in vielen anderen Ländern längst verboten sind. Einer meiner Gesprächspartner, Leomar, ein 40-jähriger Familienvater, hat mir erzählt, dass die Großgrundbesitzer auf den angrenzenden Feldern manchmal ein Mittel einsetzen, das auch die US-Truppen im Vietnamkrieg verwendeten, um die Bäume zu entlauben, damit die feindlichen Vietkong im dichten Urwald keinen Unterschlupf mehr hätten. Er hat nicht gewusst, wie dieses Gift heißt. Eigentlich ist Agent Orange in Brasilien verboten, man bekommt es laut Leomar nur „auf Rezept“. Agent Orange entlaubt das Soja, damit der Trocknungsprozess schneller passiert.

Da ich meine Arbeit am Institut für Ökolandbau an der BOKU schreibe, wollte ich von meinen GesprächspartnerInnen wissen, was sie von ökologischer Landwirtschaft halten würden. Alle Befragten auf den *assentamentos* fanden diese Art, das Land zu nutzen (keine Pestizide oder leichtlösliche Mineraldünger, Kreislaufwirtschaft, Erhalten des Bodens...), erstrebenswert.

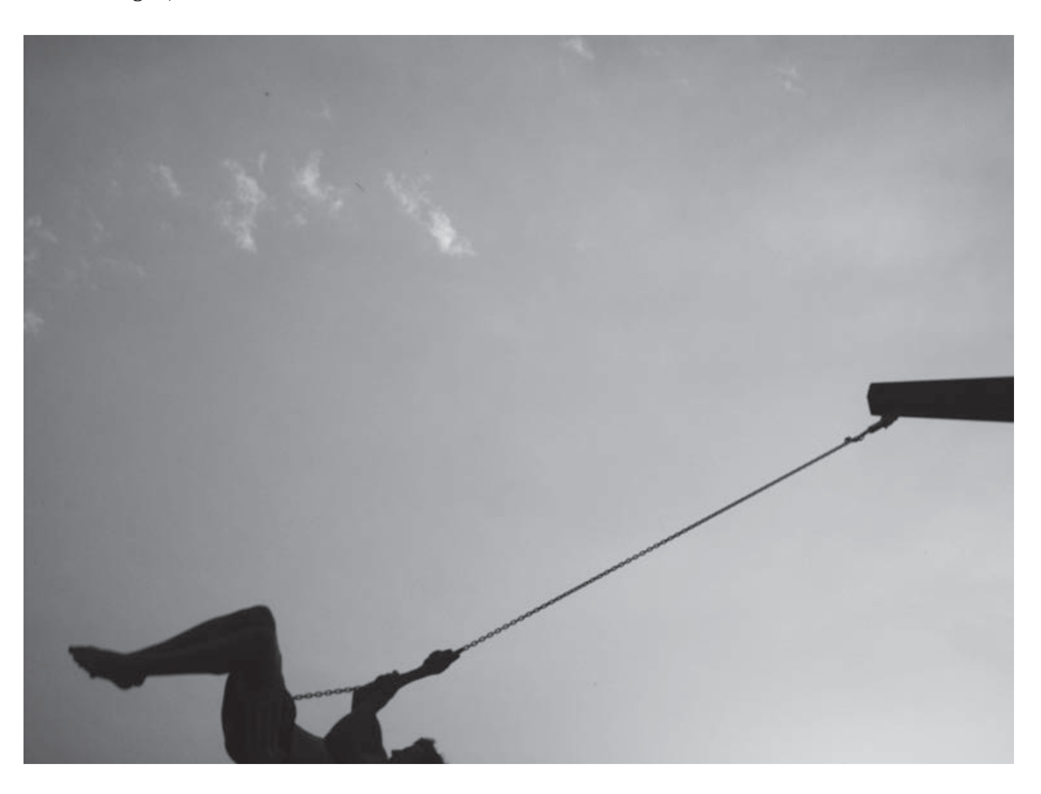
Was heißt es also für die Menschen, dort zu wohnen? Sie haben ihr Land bekommen, sind ihre eigenen Herren, nicht mehr abhängig davon, für andere um einen Sklavenlohn zu arbeiten; sie sind stolze Gewinner. Dass sie Kopfweh und Schwindelanfälle bekommen, wenn wieder einmal das Pestizidflugzeug der Großgrundbesitzer seine Runden zieht und zur selben Zeit die Hühner tot umfallen, trübt ihr Glück ein bisschen. Ebenso die Tatsache, dass sie selbst Gift einsetzen müssen, weil die Schädlinge, welche die Gifteinsätze auf den Feldern der Großbauern überlebt haben, ihre Felder invadieren und sie sonst nichts ernten würden. Kein Denken an biologische Landwirtschaft also. Entscheidungsfreiheit zu verlieren oder gar nie gehabt zu haben ist unmenschlich.

Hierzulande macht McDonald's Werbung für das tolle österreichische Rindfleisch. Regenwald wird jetzt nur mehr für brasilianische Kühe abgeholzt. Da kann man sich doch hin und wieder sorgenfrei einen Big Mac schmecken lassen. Unser Klima ist für den Sojaanbau nicht so gut geeignet, daher wird ein Gutteil aus Ländern wie Argentinien und Brasilien importiert. Damit unsere Rindviecher schnell wachsen und unserem enormen Fleischkonsum die Stirn geboten werden kann.

Wenn jetzt irgendwer fragt „Ja, was kann man denn schon tun?“ dem rate ich, sich zu informieren, z.B. folgende Filme anschauen: „Arme Sau“ und „Mit Gift und Genen“ (unter video.google.de), und beim Einkaufen das Hirn einzuschalten. Es ist alles eine Frage der Prioritäten - weil du bist, was du isst.

kathi

Dieser Text ist den Bewohnern der Assentamentos in Riberão Grande gewidmet.



Identitätskrisengebiet

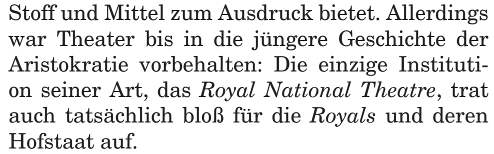
„Manche Menschen mögen sagen, dass das Leben eine Bühne ist, aber ich meine, dass die Bühne selbst das Leben ist.“ Pathethisch schwang der Kulturminister Nepals letztes Jahr zum 25-Jahr-Jubiläum der unabhängigen Theatergruppe Aarohan seine Eröffnungsrede. Aarohan bedeutet soviel wie „Aufstieg“. Einen langen, hartnäckigen Aufstieg hat Aarohan tatsächlich hinter sich. Als sich die Gruppe in den 80ern zusammenschloss, hatten Schauspieler in Nepal wenig Ansehen, waren auf einer Stufe mit Prostituierten gesehen. *„We wanted to shock the intellectuals!“*

„They put up 5 police men here, 5 there, and some over there to see who would come and watch the plays.“ Sunil Pokharel, Leiter der Theatergruppe, zeigt auf die verschiedenen Orte des Theatergeländes, an denen Polizisten positioniert wurden, nachdem die Gruppe im April 2006 aktiv am *Jana Andolan 2*, der zweiten – aus heutiger Sicht erfolgreichen – Demokratiebewegung in Nepal, teilgenommen hatte. Den Mund mit schwarzem Klebeband zugepickt, hatten sich Mitglieder von Aarohan auf die Straßen gesetzt und so ihren friedlichen Protest gegen die Herrschaft des Königs kundgetan. Als das Militär begann, die Demonstrationen gewaltsam niederzuschlagen, wurden im Zuge dessen auch 8 Mitglieder von Aarohan festgenommen.
“If we hadn't had this democratic change, perhaps this theatre would have been closed.” Nicht das erste Mal, dass Aarohan gerade eben die Kurve gekratzt hat. Die Gruppe überlebte in ihrer langjährigen Geschichte nicht bloß etliche politischen Unruhen im Land, sie formte die Neuerungen maßgeblich mit. Ihr Bestehen ist Ausdruck von Unmut über ein krisengebeuteltes, korruptes Land, das kein Fundament für klare Formen bietet.

Mittlerweile ist es wieder ruhig geworden im *Gurukul*, jenem Theatergelände inmitten von Kathmandu, der Hauptstadt Nepals. Etwas abgeschirmt von all dem Staub und Smog der zweitschmutzigsten Stadt der Welt, leben hier in traditioneller Weise Lehrer, Schüler und Techniker gemeinsam am Gelände und kümmern sich um alle Geschäfte, die an einem Theater mit integrierter Schauspielschule so anfallen. Bis 2002 wurde in privaten Wohnungen oder auf freiem Gelände geprobt. Die heute wie damals treibende Kraft der Gruppe, Sunil Pokharel, plaudert: *„In Europe theatre is a profession. Here theatre is a passion. We don't want to forget where we came from. That's why every actor is responsible of cleaning the toilets.“* Er berichtet weiter von seinen Erfahrungen, die er während Europa-Aufenthalten gesammelt hat, wo kleine Theater von Subventionen leben und manchmal zusperren müssen, weil die Gelder eingefroren werden. In Nepal kann ihm das nicht passieren, weil es schlicht keine öffentlichen Gelder für Gruppen wie Aarohan gibt.

Nepal, ein schmaler Puffer zwischen den zwei Riesen Indien und China, erstreckt sich auf einer Breite von maximal 230 km von den flachen Ebenen des Südens, dem Terai, bis hin zu den höchsten Bergen der Erde, dem Himalaya. Als Schmelztiegel einer Vielzahl von Ethnien und der zwei Hauptreligionen in der Region, Hinduismus und Buddhismus, bietet das Land seit jeher eine kulturelle Dynamik, deren Zusammenklang sich traditionell in farbenfroher Folklore ausdrückt und auch dem modernen nepalesischen Theater





Stoff und Mittel zum Ausdruck bietet. Allerdings war Theater bis in die jüngere Geschichte der Aristokratie vorbehalten: Die einzige Institution seiner Art, das *Royal National Theatre*, trat auch tatsächlich bloß für die *Royals* und deren Hofstaat auf.
Als Reaktion auf diese Umstände fanden sich Anfang der Achtziger einige junge Nepalesen zusammen und gründeten die *Aarohan Theatre Group*. Sunil Pokharel beschreibt den Anfang der Gruppe als *„coincidental“*. Junge Nepalesen, die „gegen das System“ waren, schlossen sich der Gruppe an, fanden Platz für Protest in Aarohan. Wenn die Ideen und Ziele von Aarohan damals auch noch vage waren, beschlossen die Gründungsmitglieder drei Hauptprinzipien, die die Grundmotivation der Gruppe sein sollten: Demokratie, Pluralismus und soziale Gerechtigkeit.

Seit den Vorkommnissen im April 2006 wurde noch das Element „Republik“ hinzugefügt. Schon einmal, vor 17 Jahren, konnte die Gruppe erfolgreich ein Bewusstsein für diese Werte schaffen. Denn nicht zuletzt Aarohan war am *1. Jana Andolan* beteiligt, der Volksbewegung, die 1990 zur erstmaligen Errichtung einer Demokratie in Nepal führte:
Nachdem Pokharel in den späten Achtzigern aus Delhi zurückkam, wo er Schauspiel studiert hatte, startete *Aarohan* eine Kampagne im *French Culture Center Kathmandu*. Mehr als ein Jahr lang führten sie alterierend ein nepalesisches Stück und ein Stück eines westlichen Autors auf. Zu letzteren Autoren zählten Sartre, Sophokles, Moliere oder Camus – Stoff, mit dem Pokharel in Delhi in Kontakt gekommen war und mit dem er nun auch in Nepal ein Bewusstsein für demokratisches Gedankengut schaffen wollte. Tatsächlich fand in Diskussionen nach den Vorstellungen reger Meinungsaustausch statt.
Aus seinen Präferenzen bezüglich westlichem oder nepalesischem Theater meint Pokharel zuerst vorsichtig: *„We don't have a lot of writers in Nepal, so it's difficult to find a good play here. Furthermore, the first condition of selecting a play is: you have to like it. It has to go to your current mentality. If we don't find one in Nepal, we have to look somewhere else.“* Dann meint er doch sehr klar: *„If an actor is good, the Western theater is better.“*
Über dieser sehr offene Einschätzung literarischer Gegebenheiten in Nepal, gepaart mit einem klaren Bekenntnis zu den nepalesischen Wurzeln, steht allerdings das erklärte Ziel der Gruppe, eine funktionierende Demokratie in Nepal.

„Theatre around here is mainly associated with the democratic movement and other social movements. Somehow it is a sort of mission.“ Die Mission ist und war auch damals klar. Anfang der Neunziger war sie erstmals auch sehr erfolgreich. Mit dem Erhalt von Demokratie und freier Meinungsäußerung konnte sich dieses "Nepali Theater" erstmals vollkommen entfalten. Doch entgegen aller Erwartungen passierte genau das Gegenteil: Für fast 10 Jahre wurde es relativ ruhig auf den Bühnen. Wie das? Pokharel versucht dies damit zu erklären, dass vor 1990 die Theaterleute eine bestimmte Sprache, bestimmte Symbole entwickelt gehabt hatten. Doch als die freie Meinungsäußerung erreicht war, wurde eben diese Sprache irrelevant. Es war nun eine Zeit gekommen, in der sich die Theaterwelt, die (wiederum) ein Spiegel der Gesellschaft ist, mit sich selbst und ihrer Identität beschäftigen konnte bzw. musste. Anfangs war gar nicht so klar, wo man da ansetzen sollte. Was das Theater betrifft, so stand es anfangs in starker Konkurrenz zum indischen Film und Fernsehen. Bis die Theatermacher realisierten, dass Theater ein von Grund auf anderes Medium ist und eigentlich nicht mit Film konkurrieren *muss*. *“Every media has their own limitations and possibilities. We didn't explore the possibilities, but were stuck in the limitations.”* So begann man sich auch stilistisch von den Formen und Farben des indischen Films zu lösen, um das "Nepali Theater" in den eigenen Traditionen zu finden. Und die sind in einem Land mit über 60 verschiedenen Ethnien sehr reich. Aarohan versucht diese Stärke auszuspielen, indem sie in ihren Produktionen traditionelle nepalesische Formen und Werte zeigen, neu interpretiert in zeitgenössischem Gewand.

Vermehrt engagiert sich Aarohan mittlerweile im sozialen Bereich, so zum Beispiel mit dem "Kachahari Theatre"-Projekt, das in Zusammenarbeit mit dem "Theatre of the Oppressed" zustande kam. Die Gruppe geht in Dörfer oder urbane Gemeinden, um dort auf Konflikte aufmerksam zu machen. Innovativ an dieser Idee ist, dass das Publikum zu den eigentlichen Protagonisten wird. Das Publikum wird dazu aufgefordert mitzuspielen, und den Verlauf einer Problemstellung selbst zu lenken. Durch die Form des Theaters wird so "spielerisch" an Ort und Stelle nach Lösungen gesucht.
Das ist auch die Richtung, in die Pokharel mit Aarohan weiter gehen will: *“In an ideal theatre, acting should be based on your social reality. And it should be creative of course, but creative in scarcity, too. If you have fewer things going on, then you have to be more creative.”*

Unabhängiges Theater in Nepal ist ein Produkt der Demokratiebestrebungen in den Achtzigern. Dass sich diese junge Kunstform bei der Erreichung ihrer Ziele neu positionieren muss, liegt auf der Hand. Dass sie sich im sozialen Bereich positioniert, um einen weiteren Beitrag zur Entwicklung Nepals zu leisten, war auch zu erwarten. Dass sie dies allerdings so erfolgreich und ausdauernd tut, ist bemerkenswert.

as

Weiterführede Links und Literatur:

www.aarohantheatregroup.com
www.theatreoftheoppressed.com
Bista, Dor Bahadur: „Fatalism and Development: Nepal's struggle for modernization“, Orient Longman, 1991
Whelpton, John: "A History of Nepal", Cambridge University Press 2005

Das gesamte Interview mit Sunil Pokharel können Sie unter www.derbagger.org nachlesen.

Bagger-Tipp: In der Kantine des Gurukul gibt es eines der besten und günstigsten Dal Bhats von Nepal!

Die Mischmaschine

Achtung, der Verdacht bestätigt sich: Die Mischmaschine ist skrupellos. Einmal in ihrem Schlund verschluckt, gibt es kein Entrinnen mehr. Was auch immer du suchst: Du wirst ES finden. Vielleicht nicht haargenau in der Form, in der du dir das vorgestellt hast, aber wer wird denn in der Mischmaschine noch von Form sprechen wollen? Bisherige Ergebnisse zeigen, dass gewinnt, wer wagt. Auf der 5stelligen Zufriedenheitsskala können wir eine glatte 3.9 (!) garantieren.Die Grenzen nach oben sind dabei natürlich offen. Kostenlos, anonym, seriös betreut.
Wie immer: Bei Interesse Mail an mischmaschine@derbagger.org mit jeweiligem Betreff schicken.

eiskaffee sucht erglühte, die sich von ihm wachhalten läßt.
Kennwort: Vanille

Liebe Orange Hälfte komm zu mir. Ich würde gerne weiterhin mit dir dahinschmelzen. Nie mehr möchte ich alleine vernascht werden. Du wirst sehen, zu zweit ist es einfach bunter im Leben.
Kennwort: Grüne Hälfte

Wir, 2 zwangsverehelichte Streithähne, brauchen dringend eine Paartherapie. Sind zwar prinzipiell konsensorientiert, aber ständige Sticheleien und unüberbrückbare Differenzen machen uns die Beziehung zur Hölle. Vereinzelte Seitensprünge und alternative Partnerschaftsangebote machen die Lage aussichtslos. Wenn sie als TherapeutIn souverän sind, dann helfen Sie uns bitte!
Kennwort: Eheprobleme

Suche am 13. Juni um 15.20 von Josipdol nach Altenrhein fliegende Gäste der Dubrovnik Airlines zwecks Zigarettenschmuggel. Lohn: eine Packung Tschick pro Stange.
Kennwort: Kesch

Im Spiel kein Glück, und in der Liebe schon gar nicht. Suche ein Sprichwort, das endlich auch mal hält, was es verspricht.
Kennwort: Wer suchet, der suchet meist umsonst.

Kundenfreundlicher Abschleppdienst sucht Klientinnen! Die richtige Wahl wenns schnell gehen soll!
Kennwort: Quick service

Mein Name ist Hase und ich weiß von nichts. Suche Schutz vor Strafe!
Kennwort: Nichtwissen

Ein schnuckeliges süßes Schneckenehepaar mit Migrationshintergrund und Eigenheim sucht einen sauren steirischen Apfel mit Wurmfortsatz im Vordergrund aus Rüsselsheim.
Kennwort: Heimatlos

Ewig Suchender sucht Ende der Ewigkeit.
Kennwort: Ende

Verweigere Beischlaf gegen Bezahlung.
Kennwort: Kosten-Nutzen-Rechnung

Suche den Sinn des Lebens!
Kennwort: Philosoph

pik bube (trumpf) sucht karo dame zum stechen.
Kennwort: bridgepartie



Nicht der, die oder das Richtige dabei? Dann schalte doch selbst eine Kontaktanzeige, entweder auf www.derbagger.org oder per mail an mischmaschine@derbagger.org.



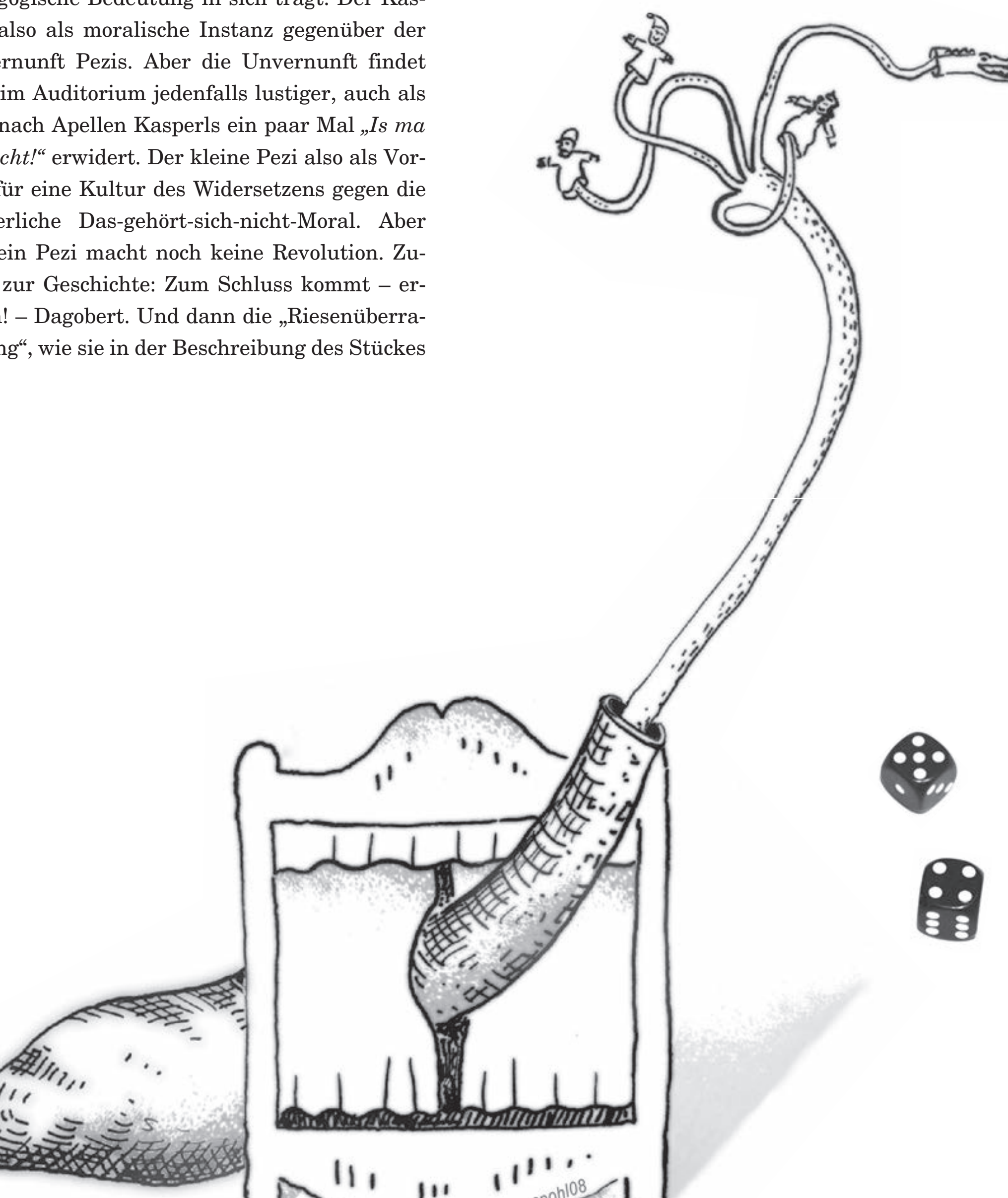
Krawuzikapuzi!

Man soll sich ja für nichts zu erwachsen sein. Auch – oder gerade! – nicht fürs Kasperltheater. Gesagt, getan, ging's – nicht ins Parlament, wie Sie vielleicht jetzt denken – nein, tatsächlich in das Urania Puppentheater. Inszeniert wurde dort die Premiere von „Dagobert Superstar", dem aktuellen Schwank vom seit 1949 aktiven Gespann „Kasperl und Pezi". Ein Erlebnisbericht.

Der Gong ertönt, und wir finden uns im Saal ein, wo wir doch mehr (vermeintlich) Erwachsene als gedacht vorfinden – jedoch wohl großteils als Begleitung von Sprösslingen, die es kaum erwarten können, bis der Kasperl endlich die heiß ersehnte Frage *„Seid ihr alle daaaaaaaaa?"* in den Raum stellt. Ein kurzer Ansatz zur Reflexion meinerseits darüber, dass diese Frage sich im Moment des Stellens von selbst beantwortet, sofern nicht … dann war Schluss mit lustig. Ca. 100 Knirpse brüllen sich die Seele aus dem Leib, schreien wie am Spieß *„JAAAAAAAAAA!!!"*, dann noch lauter, nachdem der Kasperl seine Schwerhörigkeit (gut, hat immerhin auch schon 59 Jahre am Buckel) kundtut. Was bleibt einem da noch übrig, als MitläuferIn zu spielen – hier geben die Kinder den Ton an. Das wilde, unkontrollierte, noch von jeglicher gesellschaftlicher Sittlichkeit befreite Toben klingt kurz ab, als der zweite Hauptdarsteller, in Gestalt des Pezibären, die Bühne betritt, und ein Sprücherl klopft, das in mir Erinnerungen wachrufen kann: *„Pezilein, der kleine Wicht, fehlt auch heute wieder nicht. Und schickt jedem, groß und klein, viele, viele Bussilein!"* Einziger Wermutstropfen: Fast alle konnten den Text mitsprechen, nur ich nicht. Seufz. Die Deprimiertheit währte aber nur kurz, denn gleich darauf trug Pezi zur allgemeinen Erheiterung bei, indem er das Publikum im verniedlichten Wienerisch als „Schleckapatzln" und „Zuckergoschis" bezeichnete.
Sehr bald stellte sich also für uns dort relativ alte Hasen heraus, dass wir in den Genuss von zwei interagierenden Aufführungen kamen – eine auf der Bühne, und eine als Erlebnistheater im Publikum. Aber nun zum Ablauf der Aufführung: Es soll für das Stadtfest geprobt werden, da kommt der hysterische Koch mit der Mitteilung daher, dass das Buffet entführt wurde. Schnell zeigt sich, dass das nur Dagobert (Sie erinnern sich: der anscheinend dauerbetrunkene Drache mit Sprachstörungen) gewesen sein konnte – als Trotzreaktion darauf, dass ihm eine Gesangsaufführung am Stadtfest wegen mangelnder Fähigkeiten verboten wurde (Damit war der COBRA-Einsatz wohl vom Tisch, denn Dagobert ist ja ein ganz Lieber). Kasperl und Pezi machen sich dann als Detektive auf zur Höhle des Löwen (ääh, Drachen), finden aber nur dessen Tochter Lalope vor, die irgendwie ständigen Harndrang hat (*„Ich muss Lulu"*). Tut zwar nichts zur Sache, aber egal, die Kids finden es lustig. Man entdeckt Dagobert dann bei einer Gesangslehrerin…schließlich kommen die Verantwortlichen der Forderung des Drachen nach, und lassen ihn – in schlimmster Befürchtung – beim Stadtfest singen. Tja, immerhin besser als Lösegeld oder Freipressung von TerroristInnen. Aber ohne das Buffet, das wäre ein Desaster gewesen – auf die Theater- und Gesangsaufführungen beim Stadtfest könnte man dagegen noch eher verzichten, wie auch Onkel Rappelkopf und Dr. Servatius anmerkten: *„De Kunst is ma wuascht, De Kunst brauch i net. Oba des Buffet!!!"* (Was natürlich pädagogisch als höchst wertvoll anzusehen ist. Man muss den Kindern schon beibringen, dass Kunst eine Warze der Gesellschaft darstellt!) Dann folgt noch die Generalprobe der Aufführungen, die dann beim Fest inszeniert werden sollen. Diese hatten jedenfalls einen merkwürdigen Charakter: Eine Luftballonorgel war da noch relativ harmlos, aber die Heidi-Titelmelodie gesungen von einer Geiß in Menschengestalt? Wie auch immer, es folgte dann noch ein „Puppenspiel im Puppenspiel", welches Pezi inszenierte und das für die Kinder überaus amüsant war: Pezi spielte gleichzeitig den Kasperl, Dagobert, und paradoxerweise auch sich selbst, wobei abwechselnd immer einer der drei jeweils einen anderen in den Allerwertesten biss. Das Ganze wurde perpetuiert: *„Und jetzt beißt x den y in den Popsch"* (Falls Sie also Kinder zum Lachen bringen wollen – einfach „Popsch" oder „Lulu" oder sonst eine verniedlichte Form einer Obszönität aussprechen, das wirkt Wunder). Kasperl quittiert diese Darbietung von Pezi mit blankem Entsetzen, was freilich wiederum eine pädagogische Bedeutung in sich trägt. Der Kasperl also als moralische Instanz gegenüber der Unvernunft Pezis. Aber die Unvernunft findet man im Auditorium jedenfalls lustiger, auch als Pezi nach Apellen Kasperls ein paar Mal *„Is ma wuascht!"* erwidert. Der kleine Pezi also als Vorbild für eine Kultur des Widersetzens gegen die bürgerliche Das-gehört-sich-nicht-Moral. Aber gut, ein Pezi macht noch keine Revolution. Zurück zur Geschichte: Zum Schluss kommt – erraten! – Dagobert. Und dann die „Riesenüberraschung", wie sie in der Beschreibung des Stückes angekündigt war. Ich bin jetzt gemein, und verrate sie nicht … aber nur soviel: *„Ich esse gerne Sauerkraut und tanze gerne Polka"*. Das rockt!

Zum Schluss das obligatorische Abschiedssprücherl vom Pezi: *„Liebe Kinder, liebe Leute, unser Spiel ist aus für heute. Drum müssen wir nach Hause gehen, und Pezi sagt: Auf Wiedersehn!"* Ende gut, alles gut, und alle zufrieden. Ein (mitunter wahrhaft ohrenbetäubendes) Erlebnis war es allemal, und die Interaktion mit dem Publikum bzw. das Trampeln mit den Füßen bei den Szenenwechseln verliehen irgendwie das Gefühl, zwar nicht mittendrin, aber doch mehr als nur dabei gewesen zu sein. Und es war schön, wieder mal ein bisschen Kind sein zu dürfen.

pro



Theaterpädagogik – die spielerische Reise zum (unerforschten) Selbst

Wir erfinden uns ständig neu, wir passen uns immer neuen Situationen an und beweisen u.a. durch „lifelong learning", dass wir uns stets verbreitern (wollen). – Wirklich? Oder sind wir nicht vielmehr phlegmatische Gewohnheitstiere, die es sich in vorgefundenen Strukturen so gut es geht einrichten, Widerstände scheuen und allenfalls mit den Rollenerwartungen unserer Umwelt geschickt jonglieren – und uns selbst völlig außer Acht lassen?

Kontrastreicher und unzureichender könnte man die menschliche Spezies wohl nicht fassen, wir sind weder weiß noch schwarz, sondern ein (grauslich) graues Volk(?) – Widerlegung erwünscht! Die leuchtende jeweils wechselnde individuelle Handhabung der – und Beziehung zur – Welt ist uns abhanden gekommen. Wir sind entweder (ideologisch eindimensional) erstarrt, chamäleonesk oder uneigentlich in unserem Sein – so zumindest der (nicht unbegründete) Verdacht der Theaterpädagogen.

Was sie versuchen ist, mit spielerischen Mitteln das Repertoire menschlichen Erlebens und Verhaltens zu verbreitern, damit wir wieder „ganz" werden. Welche Mittel sie dazu einsetzen hängt jeweils vom idealisierten Lehrmeister ab, aber allen gemein ist, dass sie uns unsere (selbst gesetzten) Grenzen spüren lassen wollen und diese übertreten helfen.

Theater als Ausdruckshilfe zu (m)einer noch um Facetten reicheren Persönlichkeit. Das beginnt mit improvisierenden Übungen – immer mit dem therapeutisch klugen Hintergedanken: Wer im Spiel mit neuen Situationen gut umzugehen weiß und nicht in Panik gerät, bzw. ins gewohnte Muster („fight or flight") verfällt, ja der stellt sich dem Leben künftig auch anders. Ein wichtiger Bestandteil dieser propädeutischen Hilfe zur Verhaltensveränderung ist das „ausgesetzt Sein vor Anderen": es wird nicht vorm PC eine andere Persönlichkeit erfunden, sondern Ich muss Ich bleiben (zwar nur vor einer Hand voll Leuten im Schonraum, aber dennoch:) – ich werde auf mein glaubwürdiges Situationsbewältigen hin geprüft. Was hier so theoretisch dröge und freudlos klingt macht in Wahrheit viel Spaß: da spricht der Übungsleiter „freeze" und eine bisherige Spielsituation wird positionsgleich von anderen Darstellern übernommen – die dann auch einen anderen Kontext daraus machen müssen.

Gehen also ein Frauchen mit Hund ab, so obliegt es den Nachfolgern daraus etwas zu machen: von grotesken Liebesanträgen eines Drachen bis zu überraschenden SM-Szenen kann daraus alles werden und der Spielende lernt i.d.R. noch etwas über sich und seinen gegenwärtigen Weltbezug dazu. Gerade hier scheiden sich wieder die Geister: bin das wirklich ich oder musste ich mich nicht in die vorgegebene Spielsituation fügen? Letzteres klingt verdächtig nach „Ausred verlaß` mi net". Denn niemand schränkt mich im Spielprozess ein: ich kann alles, darf alles – bin frei zu tun und zu lassen, was ich will: „Der Mensch ist nur da frei, wo er spielt" (Schiller). Das restriktionslose Verhaltenkönnen, der Weg zum Sein und das (bewusst eingesetzte) Spielen ist Bestandteil selbstreflexiver Theaterpädagogik.

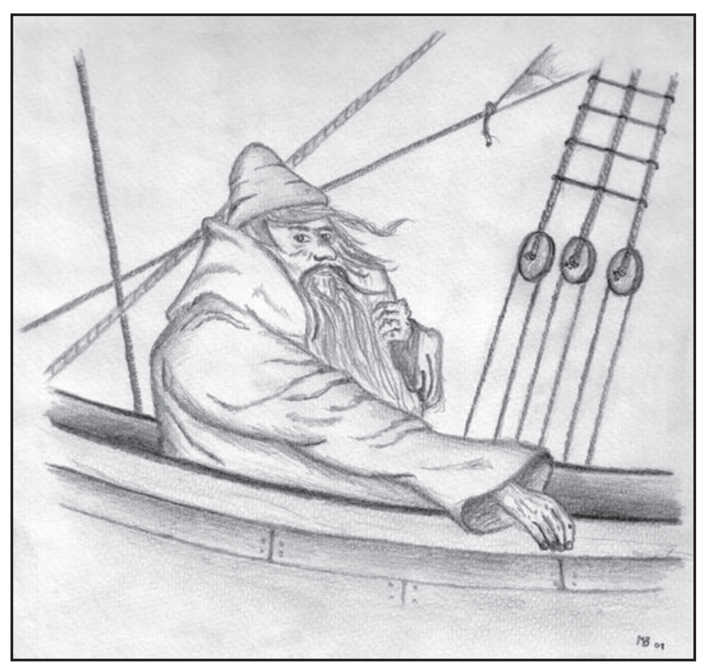
Natürlich wird dieses Verfahren auch in anderen Feldern als der Selbsterforschung und Selbsterweiterung eingesetzt, so zum Beispiel in der Integrationsarbeit für Behinderte und Fremde und dort mit durchaus politischem Hintergrund. Theaterpädagogik ist also zumeist mehr als der Name vermuten lässt: Nicht nur Trainingshilfe vom fertigen zum werdenden Schauspieler, sondern sie ist ein Versuch uns aktiv und beherzt in unserer noch unerforschten Vielheit kennen zu lernen. Wer es wagen will: Viel Spaß dabei!

lr



Würfel, Chips, Sitzfleisch und

Die meisten Menschen werden irgendwann erwachsen, die wenigsten hören auf zu spielen. Warum auch? Es macht Spaß. Aber gerade deshalb tragen Spiele stets einen kindlichen Hauch mit sich, dabei ist die Grenze zwischen „Spiel" und „Ernst" eine verschwommene, ja vielleicht sowieso nur Einbildung oder sozialkulturelles Diktat unserer Vorfahren. Zum Spielen braucht man Fantasie, vor allem für die Königsklasse, die Rollenspiele. Und manchmal gibt es nichts Schöneres als für ein paar Stunden eine andere Person zu sein, wenn auch nur im Geiste. Aber was nun, worum geht's hier eigentlich genau? Gönnen wir uns doch einen kleinen Blick in die Welt der Pen & Paper Games.



Erklär mal deinem Schwiegervater (Erstprofession: Postbeamter, Zweitprofession: Schmetterlingspräparator) was ein Tisch-Rollenspiel ist und zwar möglichst so, dass er sich danach nicht Sorgen um seine Tochter macht, weil er sie an einen realitätsfremden, verspielten Wahnsinnigen verloren hat. Erklär ihm mal, dass du in die Rolle eines Zwerges schlüpfst und diese für bis zu 12 Stunden (möglichst) nicht mehr verlässt, dass es einen Spielleiter gibt aber keinerlei Spielplan, Figuren oder Ähnliches. „Und der Spielleiter sagt euch, was ihr zu tun habt?" Nein, der stellt die Rahmenbedingungen her, sagt uns, was wir sehen, malt Bilder in unseren Köpfen, verkörpert alle NSCs (Nichtspielercharaktere) und sagt uns – basierend auf einem umfangreichen Regelwerk und seiner eigenen Einschätzung – ob das, was wir tun wollen, auch funktioniert. Gespielt wird nur mit Worten, Mimik, Gesten. „Ihr spielt Theater?" Sozusagen, aber am Tisch. Aber es gibt auch Leute, die sich dazu verkleiden und im Wald rumlaufen, das ist aber eine andere Geschichte. „Und da spielt ihr dann gegeneinander?" Nein, wir spielen miteinander, sämtliche Gegenspieler werden vom Spielleiter verkörpert, die Spieler sind in der Regel als Gruppe unterwegs. „Und er sagt euch, was ihr tun müsst?", Nein, eben nicht, er beschreibt nur die Szenerie. Aber er hat die Geschichte, die wir spielen, geschrieben. Allerdings nur in ihren Anfangspunkten und Endpunkten fixiert, der Weg dazwischen verläuft völlig willkürlich, das hängt von den Spielern ab. „Woher weiß er dann, was ihr tut? Dann könnt ihr ja machen was ihr wollt!" Das können wir auch. Das ist das entscheidende Merkmal dieses Spiels. Der Spielleiter muss extrem kreativ und flexibel sein. Verständnisloses Kopfschütteln. „Und wer spielt so was?" Hm, ein angehender Arzt, ein AHS-Lehrer, ein Tontechniker, ein Musiker, eine Musiklehrerin, ein Architekt. Der Schwiegervater denkt sich: „Eh kloa, narrische Akademiker!" Er sagt: „Aha."

Werfen wir kurz einen Blick auf den Anfang der Geschichte. 1971 brachte ein gewisser Gary Gygax unter dem Einfluss der großen Erfolge von Conan-Romanen und der Herr der Ringe-Trilogie in den USA das Pen & Paper-Rollenspiel „Dungeons & Dragons" heraus. Das Spielprinzip wurzelte in Tabletop-Games, bei denen am Tisch mittels Spielbrettern und Figuren Schlachten geschlagen wurden. „Dungeons & Dragons" verlagerte den Fokus von den Armeen auf einzelne Charaktere und zoomte aus den Schlachtfeldern hinein in dunkle Verliese und Kellergewölbe, wo tapfere Recken nach verborgenen Schätzen suchen sollten. Man begann den Spieltisch von unnötigen Figuren und Materialien zu befreien und ließ die Geschichten in den Köpfen der Spieler ablaufen. Neben deren Fähigkeiten ihre Handlungen zu beschreiben, entschieden vor allem verschiedenste Würfel (4-seitig bis 20-seitig) über den Verlauf des Spiels.

1984 wurde „Das Schwarze Auge" (kurz DSA) veröffentlicht, das sich zum weitest verbreiteten deutschsprachigen Rollenspiel entwickelte. DSA basiert auf einer fiktiven spätmittelalterlichen Welt namens „Aventurien" mit einer eigenen Geschichte, eigenen Völkern, Kulturen und Fabelwesen, wobei sich die Autoren reichlich an bekannten Mythologien, Sagen und Fantasy-Welten bedienten und das alles recht kühn vermischten. Jenes Aventurien ist es, in das in regelmäßigen Abständen Gruppen von durchaus seriösen Leuten eintauchen, um plötzlich als Zwerge, Elfen und Menschen in vielfältigsten Ausformungen auf die Suche nach verborgenen Schätzen, verschollenen Artefakten oder geheimnisvollen Kreaturen zu gehen. Von außen erscheint das meist verstörend. Am frühen Nachmittag fahren mehrere Autos vorm Haus des Spielleiters (der die Geschichte in ihrem groben Rahmen in den letzten Tagen vorbereitet hat) vor. Dann werden literweise Softdrinks und kiloweise Knabbereien ausgeladen. Die Spieler versammeln sich an einem Tisch und packen ihre Unterlagen aus, mehrseitige Charakterbögen, die die komplexen Werte ihrer Spielfigur beinhalten, die sie in der Regel über viele „Abenteuer" hinweg spielen und stets weiterentwickeln. Die wichtigsten Informationen tragen sie aber in ihren Köpfen, denn es liegt an der Fantasie und auch an den sprachlichen Fähigkeiten jedes einzelnen, am Spieltisch seinen Charakter auszuformen und nur mit Worten lebendig zu machen.

Das Rollenspiel kann beginnen, der Spielleiter gibt die nötigen Informationen über Aufenthaltsort und aktuelle Entwicklungen in der fiktiven Welt. Von nun an ist der angehende Arzt ein machthungriger, skrupelloser Schwarzmagier aus den Wüstenlanden, der AHS-Lehrer ist ein tollkühner, aber kluger Ex-Gladiator von den südlichen Küsten, der Tontechniker wird zum trinksüchtigen Wildhüter aus den Wäldern des Nordens, die Musiklehrerin schlüpft in die Figur der rachsüchtigen nordischen Flussschifferin und der Architekt verwandelt sich in einen derben, schlagkräftigen Vorkämpfer und Hochsee-Piraten. Mit Ausnahme von Klo- und Essenspausen werden die Spieler nun für die kommenden Stunden mehr oder weniger in ihren Rollen bleiben. Ohne Ausdauer und reichlich Sitzfleisch geht hier gar nichts, körperliche und geistige Fitness sind Grundvoraussetzungen, Pen & Paper-Rollenspiele sind, obwohl man seinen Körper so wenig bewegt, wie sonst nur beim Schlafen oder Fernsehen, extrem anstrengend. Das äußert sich meist im Laufe des Tages durch höllische Blähungen (das viele Reden führt zu Durst und fehlender Weitblick führt zum Konsum von kohlensäurehaltigen Getränken), voranschreitende Skoliose, Schmerzen in der Steißbeingegend und eventuell einsetzende Kopfschmerzen. Die ein- bis zweimonatigen Pausen zwischen den Spielrunden dienen also nicht nur dem nächsten Spielleiter (der wird im Idealfall durchgewechselt) als Vorbereitungszeit für das nächste „Abenteuer", sondern auch dazu, die aufgedunsenen Chips-Bäuche wieder in Form zu bringen.

Die Höhepunkte einer solchen Spielrunde liegen je nach persönlichen Präferenzen unterschiedlich. Der eine erfreut sich am wilden Würfeln in der Abschlussschlacht gegen den einäugigen, gehörnten Dämonen, die andere hat die größte Freude an einer wilden (In-Game) Kneipen-Zechtour. Ein dritter will mit seinem Charakter unbedingt einen Hasen jagen (Tier oder junge Elfe) und die vierte erlebt ihren Gänsehaut-Höhepunkt, als sie das Grab des vom Vampirismus befallen Königs öffnet und dessen magisches Zepter findet.

Bei all den fantastischen Geschichten in einer fremden Welt lässt sich das Vergnügen dieser eigenwilligen Freizeitgestaltung auf wenige Dinge herunterbrechen. Rollenspiel bedeutet mit guten Freunden einen schönen Tag zu verbringen, viel zu lachen, gemeinsam etwas zu erleben und dabei nie wirklich zu wissen, wie eine Situation für den jeweils anderen aussieht, denn die Story spielt ausschließlich im Kopf. Filme sind eine feine Sache, später über sie zu diskutieren ebenso. Bücher sind noch feiner, sie fordern die eigene Vorstellungskraft, erschaffen bei jedem Leser ein anderes Bild. Und Tisch-Rollenspiele sind, um es modern zu formulieren, der ultimative Kick, denn hier wird die Geschichte erst geschrieben, jeder Spieler treibt sie für sich und für die anderen voran. Und am Ende können alle von einem großen „Abenteuer" erzählen, das nie wirklich stattgefunden hat. Wehe, wenn dann ein Außenstehender bei der amüsanten Rekapitulation einer Rollenspiel-Runde zufällig mithört. Dem bleibt dann nämlich nur eine Frage: „Von welchem Film redet ihr da?"

matt

Rezensionen: Spiele

„Jenseits von Theben" – Archäologie lebt...

Spielefreaks aufgepasst! Wer von klassischen Würfelspielen sowie drögen, auf reine Geldmaximierung ausgerichteten Spielen genug hat und sich zudem ärgert, dass man immer warten muss, bis eine ganze Runde zu Ende ist, bevor man selbst wieder an der Reihe ist, der wird „Jenseits von Theben" lieben. Warum? Weil hier alles etwas anders funktioniert als bei herkömmlichen Brettspielen. Man ist Archäologe, möchte in den diversen Grabungszentren des Orients aktiv werden und braucht hierzu Wissen über die entsprechenden Gegenden. Dieses Wissen erhält man nicht durch ein Frage-Antwort-Spiel, sondern durch Literaturrecherchen in europäischen Hauptstädten. Hier kommt die Zeitdynamik ins Spiel: viel Wissen (symbolisiert durch drei Bücher) will redlich angeeignet werden, daher wandert die Figur oft gleich mehrere Wochen auf dem Zeitstrahl weiter. Begnügt man sich mit Wenigem (gilt auch beim Graben), dann wandert man nur ein, zwei Wochen und hat mehr Optionen, als der Wissbegierige – denn, und nun kommt der Clou: immer der jeweils Letzte auf dem Zeitstrahl ist an der Reihe. Während Andere wochenlang in Bibliotheken versumpfen bzw. graben, kann der Anhänger des Wahlspruchs „Kleinvieh macht auch Mist" mehrere andere kleinere Aktionen (u.a. Ortswechsel) vornehmen. Ist man jedoch mal im Nahen Osten, dann sollte man auch einige Wochen Grabzeit einplanen, denn nur derjenige, der oft (Wissen und Verweildauer legen dies fest) aus dem Sack der Schätze ziehen darf, hat die Chance, neben Schutt auch Siegpunkt bringende Plättchen zu ziehen, die dann zudem für punktereiche Ausstellungen Voraussetzung sind. Nach drei Jahren zeigt sich dann, wer Schliemanns Erbe ist – ein wunderbares facettenreiches Spiel für Strategen und Ästheten.

lr

„Carcassonne" – Enthusiasten : Ästheten oder Bösewichter

Wer ein Fan des „Spiel des Jahres 2001" (Spieleautor: Klaus-Jürgen Wrede) ist, hat entweder viel Freude daran aus kleinen anzulegenden Kärtchen mit Wiesen-, Burg-, Kloster- und Straßensymbolen eine schöne Spielfläche zu gestalten oder mittels der diversen Spielfiguren eigentlich gegnerische Gebiete unter die eigene Kontrolle zu bringen. So manch einer mag es noch destruktiver und lässt den Drachen (in einer der vielen schönen Erweiterungen des Grundspiels zukaufbar) laufen, der dann alles frisst, was sich ihm in den Weg stellt. Am Ende gewinnt derjenige, der am meisten Siegpunkte anhäufen konnte: sei es durch abgeschlossene eigene Burgen, Straßen, eingebaute Klöster oder erworbene Rohstoffmehrheiten – oder eben durch die Wiesen, die in der Regel am Schluss des Spiels die meisten Kehrtwenden bringen können. Daher wundert es kaum, dass es viele Strategien gibt, dieses Zug- und Legespiel immer wieder mit Begeisterung anzugehen und auch gegen perfide Gegner zu gewinnen. Trost beim zweiten bis fünften Platz bringt wie schon erwähnt die immer harmonische Landschaftsfläche, die die Spieler immer wieder anders gefertigt haben.

lr

„St. Petersburg": Handwerker kaufen, Gebäude bauen und Adelige bestechen …

2004 war „St. Petersburg" für das „Spiel des Jahres" nominiert und konnte sich (leider) nicht gegen „Villa Paletti" durchsetzen – der „Deutsche Spielepreis" und der „Preis der Wiener Spiele Akademie" war dem Wurf von Michael Tummelhofer jedoch vergönnt. Völlig zu Recht erhielt dieses anspruchsvoll gestaltete Strategiespiel Auszeichnungen, denn es bereitet alleine schon viel Freude, den Spielplan und die diversen Handkarten zu betrachten. Letztere unterteilen sich in vier Gruppen: grüne Handwerkerkarten (die zu Rundenbeginn Rubel bringen), blaue pompöse Gebäude (die Runde für Runde Siegpunkte abwerfen), orange Adelige (die am Spielschluss wichtig werden) und begehrte Bonuskarten (die Geld oder Spiel entscheidende Siegpunkte maximieren) für alle drei Rubriken. Nachgelegt werden diese immer neuen (bezahlpflichtigen) Karten – bis der erste der vier Stapel aufgebraucht ist: so wird quasi zufällig, durch geschickte Käufe aber durchaus steuerbar, das Spielende eingeläutet. Dann zeigt sich, ob der Besitzer der Eremitage oder des korrupten Beamtenadels die Nase vorne hat.



lr

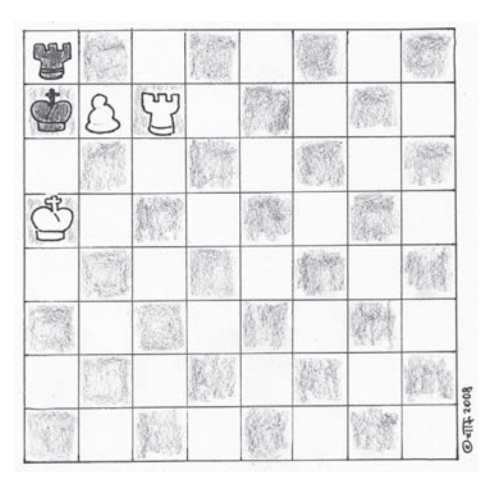
Ein Hinweis auf weitere (gute) Spielekritiken: jeden Montag wird in der „Neuen Zürcher Zeitung" ein neues Spiel ausführlich vorgestellt.

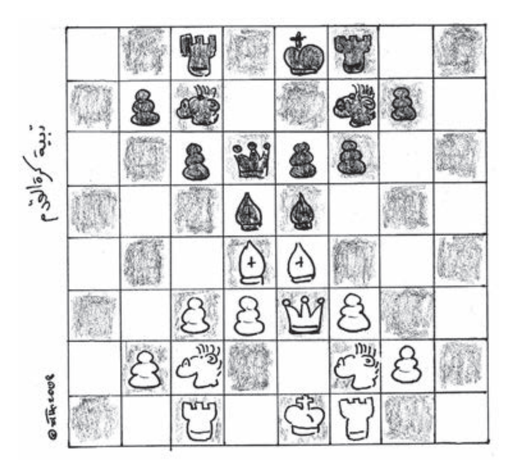


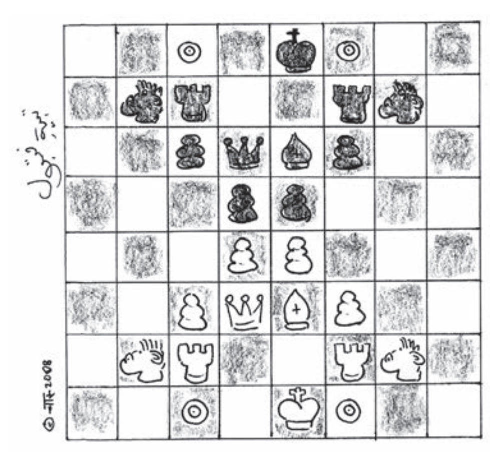
Tor! ... äh, Matt, meinte ich

Baggers neue Schachecke

Vor etwa achtzig Jahren, sagt die Anekdote, betrat der Großmeister S. Tartakower einen Londoner Schachclub und wettete, er habe eine Schachaufgabe parat, die niemand lösen könne: Position wie in Bild 1, Weiß zieht und setzt in *einem* Zug matt. – Geht nicht, oder? Nachdem alle bezahlt hatten, verriet er den Trick: Weiß zieht den Bauern auf b8 und verwandelt ihn in einen *schwarzen Springer*. Daß nämlich das Endprodukt einer Bauernverwandlung dieselbe Farbe haben muß wie der Bauer vorher, stand damals noch nicht in den Schachregeln. Anschließend wurde es (zweifellos von den beleidigten Clubkollegen) hineingeschrieben, um peinliche Momente bei Turnieren zu vermeiden; und das war bis dato die letzte Regeländerung in der Geschichte des Schachspiels.







Ein Schachspieler mit Zeitmaschine würde überhaupt seine blauen Wunder erleben, wenn er sich tollkühn irgendwo in den vergangenen 1400 Jahren an ein Brett setzte. Im 7. Jh. in Indien spielte man noch zu viert, und fallweise mit Würfeln. Im mittelalterlichen Persien durfte man mit der Dame nur ein Feld diagonal ziehen. Dafür gab es außer dem Pferd noch ein Kamel – das zog drei Felder geradeaus und dann eines links oder rechts (weil Kamele doch längere Schritte machen als Pferde). Damals galt ein Patt als Gewinn des letzten Spielers, der einen Zug machen konnte; noch etwas früher siegte man gar nicht durch Matt, sondern indem man dem Gegner alle Figuren abräumte. Rochiert wurde noch lange nicht, das erfand man erst in der europäischen Renaissance. Bis ins 19. Jh. gab es in italienischen Spielerkreisen die „freie Rochade" – man durfte König und Turm nach der Rochade fast beliebig anordnen, zum Beispiel den König in die Ecke und den Turm unmittelbar daneben. Die feudalistisch anmutende Unsitte, Bauern *en passant* zu schlagen, ist keine 200 Jahre alt. Und so liebliche Bräuche, wie „Schech!" zu rufen, wenn man die Dame des Gegners angreift, und gar „Schuch!", wenn es dem Turm ans Leder geht, haben es zwar nie bis in die internationalen Turnierregeln geschafft, aber im privaten Spiel konnten sie sich mindestens bis zur Mitte des 20. Jh. halten – das soll man beherzigen, wenn man mit Opa oder Uroma Schach spielt.

Ist es nicht schön zu sehen, daß die Schachregeln, die vielen von uns seit der Kindheit monolithisch im Unterbewußtsein haften, unantastbar wie Naturgesetze und banal wie 1+1=2, auch nur das vorläufige Ergebnis einer dauernden Fluktuation sind, ähnlich wie die Rechtschreibung? Schach ist Calvinball, nur ein bißchen langsamer. (Wer das nicht verstanden hat, liest als Hausaufgabe drei Bände Calvin & Hobbes.) Und gerade deswegen ist es wirklich, wie Christian Morgenstern meinte, „des Geistes großer Stil".

Im 9. Jh. konnten die Springer noch nicht über andere Figuren springen (im chinesischen Schach haben sie es bis heute nicht gelernt), und die Bauern zogen beim ersten Zug noch nicht zwei Felder weit. Man begann sich bei der Eröffnung zu langweilen – es dauerte mehrere Züge bis zur Feindberührung, und die schlagkräftigeren Figuren staken eine halbe Ewigkeit fest. Damit das Gemetzel früher losging, erfanden vorderasiatische Schachtheoretiker neue Ausgangsstellungen, genannt **tabiyāt** („Tabijen"). Die meisten Tabijen beruhten einfach auf Symmetrie und mathematischen Überlegungen, aber manchmal wagte man auch Elemente der Außenwelt auf dem Brett abzubilden; wie hier bei der *Tabiyā kurā 'l-qadam* („Fußball-Tabije", Bild 2) aus der „Blütenranke der 72 Tabijen" eines anonymen arabischen Autors um 1020. Der König in einem Tor aus Türmen, Bauern und Springer als Verteidiger, die Dame (damals ja noch weniger beweglich als heute) als eine Art Libero zwischen den Mittelfeld-Bauern, die Läufer als Stürmer – ein wenig sieht es aus, als hätte man sich über den Lieblingssport der Franken lustig machen wollen; wie auch immer, man betrachte das Zentrum: das gibt ein Massaker! (Vor allem nach heutigen Regeln, damals zog der Läufer immer nur genau drei Felder weit.)

1797, im kolonialen Indien, kannte man den Doppelschritt des Bauern noch immer nicht oder mochte ihn nicht den Engländern abschauen; dafür kannte man das Fußballspiel besser, wußte zum Beispiel, daß die Torstangen normalerweise für die Dauer des Spiels am selben Ort bleiben und nicht mitspielen oder entfernt werden, und repräsentierte die 11 Spieler mit genau 11 Figuren. Verwöhnte Mughal-Granden legten als Tor vermutlich vier Edelsteine auf c1, f1, c8 und f8, andere wohl Münzen oder Betelnüsse; und so spielte man, wie der Orientalist Sir William Jones *amused* nach Europa meldete, die *Tabiyate futbol* („Football-Tabije", Bild 3). Die Türme waren zu Innenverteidigern befördert worden, auch das Mittelfeld wurde personaltechnisch aufgewertet, dafür verschwendete man an vorderster Front lieber erst einmal die Bauern – nicht sehr sozial, aber pragmatisch gedacht. Fehlt nur noch Tee und Wasserpfeife, für den Anpfiff.

Im Europa des 18. Jh. galt es als feine Lebensart, ein Schachbrett in die Oper mitzunehmen – dann konnte man die langweilige Zeit bis zur nächsten Bravourarie damit überbrücken, sich elegante Züge auszudenken. Karten spielte derweil der Pöbel. Und wenn bei der Fußball-EM wieder einmal zwei Teams den Ball wie ein rohes Ei hin und her schubsen, die Nähe der Tore möglichst meidend, bis zum Elfmeterschießen – warum soll ein feinsinniger Fan nicht auch zum Schachbrett greifen? Wo ihm doch alle Möglichkeiten offenstehen, trotzdem mit den Gedanken auf dem Rasen zu bleiben. Andererseits, man kann natürlich auch *gleich* Schach spielen.

caru

Befragen Sie die Sterne mit Madame Crystal

Das Horoskop

Kegel

Sie gehören zu den Menschen, die ständig nur rumstehen und der Dinge harren, die auf sie zukommen. Vergeblich warten Sie darauf, erwachsen zu werden, obwohl Sie schon 29 Lenze gezählt haben (und zählen kann man in der Regel erst ab einem Alter von etwa 3 Jahren). Oder aber Sie stehen gefestigt im Leben und sind der Überzeugung, dass nichts und niemand Sie aus der Bahn werfen kann. Der Blick durch den allwissenden Kristalloktaeder auf das alte Halma-Brett aus Mme Crystals Familienspiele-Sammlung zeigt jedoch eindeutig, dass unvorhergesehene Ereignisse auf Sie zurollen werden – und zwar in den nächsten 3-40 Jahren; den aktuellen Sternenkarten zufolge könnte es durchaus passieren, dass sie mit voller Wucht getroffen werden – vielleicht droht Ihnen der Rausschmiss, oder Sie befördern sich durch Ihre Ungeschicklichkeit selbst ins Schachmatt. Es besteht allerdings auch die Möglichkeit, dass Sie nur leicht ins Wanken geraten, dann sollten Sie alle Energie darauf verwenden, sozusagen nicht umzufallen – möge es gelingen! Im Fall des Falles sollten Sie siebenundsiebzigmal pro Woche über das Mantra „Mensch, ärgere dich nicht" meditieren, um Ihr inneres Gleichgewicht wiederherzustellen. Zur Abwechslung könnten Sie mal Dame spielen.





Kugel



Sie sollten sich endlich eingestehen, dass Sie nur Spielball des Schicksals sind – jeder noch so schwindlige Astrologe wird Ihnen das bestätigen. Das Leben ist eben nichts anderes als ein Flipper-Automat, in dem Sie mehr oder weniger unkontrolliert über eine abschüssige Spielfläche sausen, überall anecken, dabei Punkte sammeln und schließlich irgendwann von der Bildfläche verschwinden. Dabei hängt es davon ab, wie das mitunter recht launische Schicksal, welches sozusagen am Hebel sitzt, gerade drauf ist – manchmal hat es schon nach kurzer Zeit keine Lust mehr, und Sie plumpsen recht unelegant ins Out. Darüber hinaus ist das Leben auch ein Billard-Spiel, aber da haben Sie ebensowenig Chance, selbst über die Richtung zu bestimmen. Egal, wie Sie das Leben auch betrachten, Sie gehören eben zu den Menschen, die ständig herumgeschubst werden; wenn Sie Glück haben, landen Sie einen Volltreffer oder in glücklichen Kinderhänden, wenn Sie Pech haben, in den Eingeweiden eines Ex-KGB-Agenten; oder aber Sie werden als Fisch wiedergeboren. Mein Ratschlag für die nächsten 10-50 Jahre: sie sollten ein wenig auf Ihr Gewicht achten. Wie mir meine teuren Kristallwürfel mitteilen, sind die nächsten Monate günstig, all den Weihnachts- und Osterspeck loszuwerden; betrachten Sie Rumkugeln nicht als Nascherei, sondern als sportliche Aktivität, das wird Ihnen helfen.



Das Autoren-Dilemma

Warum es besser ist, keinen Spieltheorieartikel zu schreiben

Bei dem Wort Spieltheorie denkt man unwillkürlich an das Gefangenendilemma, eventuell an das Nash-Gleichgewicht (dessen Erfinder bekanntlich zu zweifelhaftem Hollywood-Ruhm gelangte), da es kaum mehr dazu zu sagen gibt, müsste man diese also beschreiben, wenn man sich dazu entschlösse, einen Artikel über Spieltheorie zu schreiben. Einer der Grundzüge der Spieltheorie besteht aber darin, sich zuerst über mögliche Ausgänge eines Spieles den Kopf zu zerbrechen und das Gleichgewicht schon in der Simulation zu finden, statt sich plötzlich inmitten eines Dilemmas wiederzufinden und festzustellen, dass man die dominierte Strategie gewählt hat und ohne Gewinn nach Hause gehen wird müssen.
Als versierte Spieltheoretiker müssen wir daher zunächst prüfen, ob ein solches Gleichgewicht überhaupt vorhanden ist, bzw. welches die beste Wahl einer Strategie im Spiel „Spieltheorieartikel für den Bagger" darstellt.
Die Spieler sind in diesem Fall: Der Autor, die Bagger Redaktion und die potentiellen Leser. Als fortgeschrittene Spieltheoretiker erkennen wir natürlich, dass auch die anderen (potentiellen) Baggerautoren berücksichtigt werden müssen und die Regeln sind klar: Die Redaktion gibt den Redaktionsschluss r vor, der Gewinn G aus Redaktionssicht ist dann erreicht, wenn alle gewünschten Artikel mit akzeptabler Aktualität a zu diesem Termin auch eintreffen und somit das Erscheinen des Baggers erst möglich wird. Für die Autoren bedeutet dies aber einen Aufwand vom Ausmass A, welcher dem Renommee R, im Bagger zu publizieren gegenüber steht, der Aufwand wiederum ist abhängig von der vorgegebenen Frist bis Redaktionsschluss F (in Anzahl der Tage bis zu diesem Zeitpunkt), während das Lesevergnügen L auf Seiten der Leser, in Abhängigkeit vom Erscheinungstermin E linear abnimmt (bei wachsendem E), da die Aktualität der Artikel (a) auf L umgekehrt proportional wirkt.

Setzten wir nun voraus, dass A-F<R, bei vernünftiger Annahme von F. Das ist notwendig, um überhaupt ein Spiel konstruieren zu können. Nun ergibt sich das Problem, dass F zu Beginn des Spieles grundsätzlich gleich 1 ist, was ein ungeschriebenes Gesetz in der Entstehungsgeschichte des Baggers darstellt. Somit kommt also a ins Spiel. a ist somit von F unabhängig, was den ersten spieltheoretischen Satz dieses Ansatzes darstellt (*Satz vom konstanten a*). Aus Sicht des Autors ergibt sich somit die Strategie, den Artikel zum Zeitpunkt r abzuliefern, in der Annahme, dass alle anderen Autoren dies ebenfalls tun. Das ergäbe aber kein Nash-Gleichgewicht, da unter der Annahme, dass kein Autor, oder zu wenige Autoren ihre Artikel zum Zeitpunkt r (F>0) abliefern, eine Erhöhung von F seitens der Redaktion erforderlich machen würde und A-F demnach sinken und somit die Lösung des Spieles für die Autoren positiver wäre. Nun haben wir auch schon ein klassisches Dilemma: Um das Erscheinen des Baggers zu ermöglichen, ist die Redaktion abhängig vom Eintreffen der Artikel, was diese durch die Strategie des Einsatzes von F zu erreichen sucht. Gleichzeitig taucht F aber in der Gleichung des Spielausganges für die Autoren auf; erinnern wir uns: F=1 und andererseits A-F<R. G ist somit von F abhängig und gleichzeitig ist die Redaktion durch die Festsetzung von F also für G verantwortlich, wobei sich hier im Hinblick auf E aus Redaktionssicht bei Erhöhung von F das Problem ergibt, dass R_r (also das Renommee der Redaktion) auf L-F+a basiert, was wiederum bei steigendem F abnimmt, und das ist unter der Voraussetzung des Satzes vom konstanten a ebenfalls nur von F abhängig ist.
Für den Leser ergibt sich daher L=a-F+E, wobei dies wiederum über die obige Gleichung mittels R_r ausgedrückt werden kann, und sich somit aus inverser Sicht die Summe über die R_i (für i=1, …,n wobei n die Anzahl der Autoren darstellt) mittels L ausdrücken lässt.

All diese Überlegungen lassen sich nun in folgendem Satz zusammenfassen:

Satz über eine spieltheoretische Missgeburt:

Die spieltheoretische Analyse der Notwendigkeit eines spieltheoretischen Artikels für den Bagger führt in ein Dilemma und enthält kein Nash-Gleichgewicht, sondern führt zu einem Bertrand-Wettbewerb (den Parameter F betreffend), welcher einen Null-Gewinn für alle Beteiligten mit sich bringt. Somit ergeben sich folgende Szenarien:

a) Das Aus für den Bagger („F konvergiert gegen Unendlich")
b) Unterlassung aller weiteren spieltheoretischen Analysen im Bagger

Wir sind der Meinung, dass es im Bagger keinen spieltheoretischen Artikel geben sollte.

clr

Wer sich dennoch einen Anstieg von L durch die Lektüre spieltheoretischen Inhaltes erwartet, der sei auf folgende Links verwiesen:
- http://www.spieltheorie.de
- http://www.vernunft-schweiz.ch/glossar/190/Gefangenendilemma+.html
- http://de.wikipedia.org/wiki/Spieltheorie
- http://de.wikipedia.org/wiki/Nash-Gleichgewicht

Heiratsanzeigen:

Zur Hochzeit gratulieren wir sehr herzlich unserer Redakteurin

Suna Orcun
und
Klaus Federmair

Die Bagger-Redaktion

Herzlichst zur Hochzeit gratulieren wir unserer Korrekturleserin

Sandra Illibauer
und
Michael Aichinger

Die Bagger-Redaktion

Leserbrief:

zEuS sei Dank
Im Opfer bietet der Mensch sich selbst oder eine Gabe dar, um die Mächte des Schicksals zu ehren, zu versöhnen, zu beschwichtigen und zu stärken, auch um für etwas zu danken oder um etwas zu bitten (Wörterbuch der deutschen Volkskunde ; Kröner Verlag Stuttgart 1974). So stellt das Opfer ein wichtiges Regulativ im seelischen Wirkungsgefüge dar. Heute, wo jeder Pfurz zu Geld gemacht und verrechnet wird, ist für das Opfer, dessen notwendige Voraussetzung die Freiwilligkeit ist, kaum mehr Raum geblieben. Selbst die Kirchensteuer wird im Ernstfall per Gerichtsvollzieher gnadenlos eingetrieben.
Es steht zu vermuten, daß der „Verein für Diversität in der Medienlandschaft", welcher sich sinngemäß gegen ein Monopol der Meinungen wendet, auf einer Religionsanschauung beruht, welche auch das monotheistische „Glaubens"-Monopol kritisch betrachtet.
Da ist es ein Glück oder geradezu ein Geschenk der Götter, wenn sie uns Gelegenheit zu einem freiwilligen Opfer ohne Hintergedanken geben – wenn der höchste der alten heidnischen Götter gnädig ein Opfer von uns annimmt. So nutze ich gerne die Gelegenheit, an zEuS eine kleine Weihegabe darzubringen, welche ich gleichzeitig auf sein Konto überweise. Eine Nachahmung kann ich, allein schon wegen der wohltuenden Wirkung, nur allgemein empfehlen.
zEuS sei Dank.

M.A. Eschelberg, 11. April 08

Fördermitglied werden!

Durch eine Fördermitgliedschaft bei zEuS (Zwischen Ernst und Satire – Verein für Diversität in der Medienlandschaft) unterstützen Sie den armen *Bagger* (mehr als Sie denken) und bekommen ein ganzes Jahr jeden *Bagger* druckfrisch nach Hause zugestellt.
Ab einer Spende von 15 Euro sind Sie automatisch förderndes Mitglied.
Einfach den gewünschten Betrag an folgendes Konto überweisen und als Verwendungszweck Name und Zustelladresse angeben.

Verein für Diversität in der Medienlandschaft
Waaggasse 12/12, 1040 Wien
Konto-Nr: 289 147 43 800
BLZ: 20111
Bank: Erste Bank
IBAN: AT402011128914743800
BIC: GIBAATWW

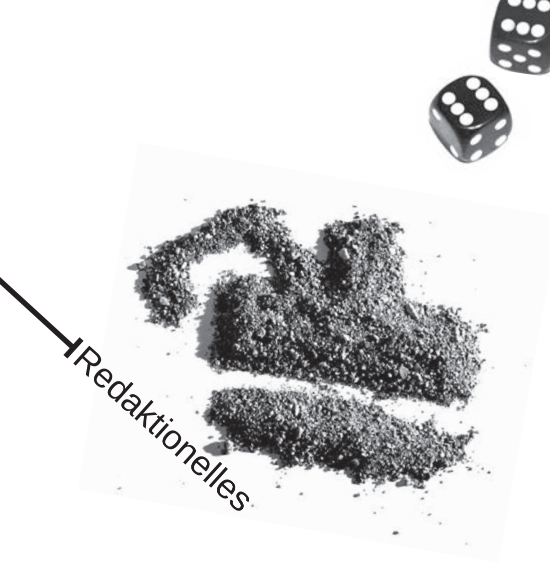
Alle Förderungen kommen natürlich zu 100% dem *Bagger* zugute.

Kritik, Lob oder Beschwerden?

Unter redaktion@derbagger.org nehmen wir uns all Ihre Anregungen zu Herzen.
Die Artikel aller Ausgaben, einiges Andere und die Möglichkeit Stellung zu nehmen gibt's auch im Netz: www.derbagger.org

Werbeinserat im *Bagger*?

Auch in der nächsten Ausgabe können Sie wieder Ihr Werbe-Inserat im *Bagger* schalten. Unsere Mediadaten finden Sie unter http://derbagger.org/files/mediadaten.pdf.
Für Rückfragen sind wir jederzeit unter inserate@derbagger.org erreichbar.



Nur ein Spiel?

Spiele sind wiederholbar, zeitlich begrenzt und unterliegen willkürlichen Regelungen. Man sagt, ein Spiel sei eben „nur ein Spiel“ und nicht Teil der „eigentlichen“ Lebensrealität. Dieser Artikel soll jedoch das Gegenteil zeigen – die zentrale Bedeutung des Spielens für unsere Auffassung der Wirklichkeit.

17. Juni 2007, 8:16 Uhr morgens. Im tschechischen Pendant zum „Wetterpanorama“ sehen verdutzte FernseherInnen plötzlich einen Atompilz in der Landschaft aufsteigen. Aber das geschah nicht *wirklich* – es stellte sich bekanntlich als eine Aktion der Künstlergruppe „ztohoven“ heraus. Was in unserer Welt überhaupt wirklich ist oder nicht, darüber scheiden sich die Geister. Man kann über verschiedenste philosophische Ansichten diskutieren, oder diese Debatte überhaupt für sinnlos (äh, nicht zielführend) halten, das überlasse ich jedenfalls anderen (bitte, gern geschehen!). Aus Platzgründen bleibt mir hier nur, meine Position begründungsarm anzuführen: Unsere Auffassung der Wirklichkeit ist subjektiv, sie ist jedoch kommunizierbar (also *inter*-subjektiv). Wir sehen nämlich die Lebenswelt nicht, wie sie ist, sondern so wie wir sie *subjektiv* wahrnehmen – jeder also in anderer Art und Weise, da jede Wahrnehmung selbst wieder von bestimmten Bedingungen abhängig ist (so legen etwa bestehende Meinungen über Dinge, Personen usw. im Vorhinein fest, wie wir solche wahrnehmen). Um jetzt auf eine gemeinsame Auffassung der Wirklichkeit zu kommen, müssen wir das Wahrgenommene *interpretieren* und mit der Interpretation anderer vergleichen – also *kommunizieren,* um auf einen gemeinsamen Nenner zu kommen (Dass ein solcher nicht immer leicht zu finden ist, beweist beispielsweise die Täter-Opfer-Frage zum Anschluss Österreichs an Hitlerdeutschland).

Die Wirklichkeit konstruieren – Spiel als Vorbild

Wer etwas interpretiert, hat dabei immer einen gewissen *Spielraum*. Wir können also unsere eigene Weltauffassung in einem gewissen Rahmen selbst gestalten und werden dadurch zu Architekten der Wirklichkeit – wir *konstruieren* sie. Stichwort „Spielraum“: Diese Konstruktion der Welt beginnt bereits in den Kinderschuhen – Kinder schaffen sich im Spiel eine eigene Welt, die sie bewältigen und in der sie sich zurechtfinden können. Realität und Phantasie verschmelzen im Spiel, wo Gegenstände (ein Stuhl wird z.B. zum Auto) bzw. auch Rollen und Erfahrungen nach eigenen Vorstellungen entworfen und gedeutet werden. Das Kind lernt dann erst im Laufe der Zeit, seine willkürliche Phantasie von einer Realität zu differenzieren, welche sich zunächst aber erst mithilfe des Spiels und der Phantasie entwickeln und etablieren kann. Und später, wenn man sich als HeranwachsendeR in der Welt zurechtgefunden hat, beginnt ein anderes Spiel, welches tagtäglich stattfindet: Wir spielen im gesellschaftlichen Leben eine Rolle (im wahrsten Sinne). Indem wir uns zumeist nicht so präsentieren, wie wir sind, sondern wie uns andere wahrnehmen *sollen*, müssen wir ein Schau-Spiel inszenieren. Man wird etwa mit Kleidung und Auftreten verschiedenen Rollenbildern gerecht (nicht nur als „Krocha“), zudem präsentieren wir uns „von unserer besten Seite“, wenn wir z.B. unsere Chancen bei Partner- oder Jobsuche steigern wollen – und dieses Spiel kann variieren, je nachdem wo sich die aktuelle Bühne befindet (in der Arbeit, unter Freunden, etc.). Wir sind also in gewisser Weise das, was wir spielen. Aber nicht nur unser eigenes Schauspiel konstruiert so unsere Wirklichkeit, sondern auch das fremde: Gerade das Schauspiel der Anderen (natürlich besonders in den Medien) liefert uns Standards, wie wir selbst gerne sein (bzw. spielen) möchten. Die für die Konstruktion der Lebensrealität mit*spielenden* kulturellen Normen werden zum Großteil aus der medialen Info entnommen, und gerade in Bereichen wie der Gestaltung einer Partnerschaft, für die wir kein Schulwissen heranziehen können, kann uns besonders das Schauspiel in Fernsehfilmen und Serien – bewusst oder unbewusst – ein *Vorbild* für unser Denken und Handeln liefern (ob dies vorteilhaft ist, sei dahingestellt). Wie wir uns selbst und die Welt sehen bzw. sehen wollen, hängt also nicht unwesentlich davon ab, was uns vorgespielt wird und was wir selbst als Akteure inszenieren.

Die Wirklichkeit verstehen – Spiel als Abbild

Nachdem wir in mühsamer Arbeit unsere Welt entworfen und aufgebaut haben, wollen wir Workaholics uns aber noch lange nicht in die Sonne legen. Ist es die Funktionsweise der materiellen Welt, der Sinn der Geschichte oder sind es gesellschaftliche Begebenheiten – es geht uns jetzt darum, unsere intersubjektiven Sichtweisen der Realität zu *verstehen*. Und um dies zu ermöglichen, ahmen wir mitunter Bestehendes und Geschehenes nach. Hier bietet sich wiederum das Spiel als Hilfsmittel an: So orientiert sich etwa das Spiel der Kinder daran, was sie wahrnehmen – es dient dazu, Erfahrungen zu strukturieren und führt dazu, dass Kinder lernen, sich in der Welt zurechtzufinden. Ebenso ist die Nachahmung eine wesentliche Kategorie in der Funktion des Theaters: Oftmals ermöglicht erst das Schauspiel und die Parodie gesellschaftlicher Phänomene, dass wir unsere soziale Welt begreifen und „realisieren“ können, genauso wie die Inszenierung historischer Ereignisse den Umgang mit unserer Geschichte und deren Bewältigung ermöglicht (oder sogar einen Oscar). Man könnte auch noch weiter gehen und das Experiment von NaturwissenschafterInnen als eine Form des Spiels betrachten – ein Spielen mit bzw. Nachspielen von Naturvorgängen, um deren Funktionsweise erschließen zu können. So gesehen bietet also das Spiel nicht nur ein Vorbild, sondern auch ein *Abbild* der Welt, welches notwendig ist, um unsere Auffassung der Wirklichkeit zu verstehen.

Die Wirklichkeit missverstehen – Spiel als Trugbild

Damit das Spielen ermöglicht, die Welt zu verstehen, müssen wir uns allerdings auch bewusst sein, dass wir uns in einem Spiel (mit seinen eigenen Gesetzen) befinden. Ist dem nicht so, so wird das Spiel zum *Trugbild* und führt schnurstracks zum Gegenteil: wir werden getäuscht. Wenn ein Spiel nicht als solches deklariert ist, entsteht Unbehagen, sobald es enttarnt wird (oder wenn zumindest der Verdacht aufkommt, das es ein Spiel sein könnte). Wir kennen das, wenn uns zum Beispiel jemand auf den Arm nimmt: merken wir erst im Nachhinein, dass man mit uns ein „Spielchen“ getrieben hat, so ist uns das unangenehm. Als Konsequenz schützen wir uns meist durch nachfragen „instinktiv“ davor, gepflanzt zu werden („im Ernst?“) bzw. müssen andere oft der Wirklichkeit Nachdruck verleihen, um es uns nicht fälschlicherweise als Spiel erscheinen zu lassen („ohne Scheiß!“) – ansonsten glauben wir oft gar nicht daran, dass etwas wirklich geschehen ist, und meinen, uns „im falschen Film“ zu befinden. Also: Das Spiel hilft zwar, die Wirklichkeit zu verstehen, aber nur, wenn wir *wissen*, dass es eben ein Spiel ist. Wird es mit der „eigentlichen“ Realität verwechselt, so tritt das ein, was wir grundsätzlich vermeiden wollen, nämlich Missverstehen.

Die Wirklichkeit verlassen – Spiel als Wunschbild

Nachdem wir unsere Lebenswelt konstruiert und verstanden (oder missverstanden) haben, wird es jetzt mal Zeit für eine Auszeit: In jedem Regelspiel – sei es ein Gesellschaftsspiel, ein (nicht gewerbsmäßiger) sportlicher Wettkampf, oder ein Computerspiel – können wir aus der Alltagsrealität vorübergehend (bis zum „Game over“) aussteigen. Um freilich in eine andere Realität katapultiert zu werden, denn in einer solchen alternativen Realität finden wir dann wiederum eigene Umgebungen vor und müssen ebenso bestimmte Aufgaben lösen. Mitunter haben wir die Möglichkeit, mit neuen Identitäten zu experimentieren bzw. können sogar in der Spielwelt komplexe soziale Beziehungen aufbauen, die wir in der „eigentlichen“ Lebenswelt nicht vorfinden (z.B. in Multiplayer- oder Rollenspielen). Was die Wahrnehmung betrifft, gilt paradoxerweise gerade für Computerspiele „je realer, desto besser“ – wir steigen also aus der eigentlichen Lebenswelt aus, um in eine neue zu gelangen, welche oft ersterer so ähnlich wie möglich sein soll (man denke etwa an Rennsimulationen, Kriegsspiele, Managerspiele etc. – und natürlich an das Paradebeispiel „Second Life“). Das ermöglicht uns Erfahrungen in Lebensbereichen, die in unserer „eigentlichen“ Lebenswelt nicht zugänglich sind. So erkannte z.B. der Psychologe Wygotski im Spiel die Verwirklichung „unrealisierbarer Wünsche“. Damit lässt sich wieder der Bogen zurück zum Kinderspiel spannen: Die Handlungsmöglichkeiten von Erwachsenen sind Kindern verwehrt und werden dadurch kompensiert, dass die Tätigkeiten der Erwachsenen nachgespielt werden. Damit bietet das Spiel also auch ein *Wunschbild* bzw. eine Wunschrealität, die in der „eigentlichen“ Lebenswelt nicht vorhanden ist, die wir durch das Spiel jedoch kurzfristig erfahren können. Wie eingangs erwähnt, ist aber jedes Spiel wiederholbar und lässt solche Erfahrungen nicht zur Einmaligkeit verkommen – im Gegenteil, es kann dazu führen, dass wir uns damit in einer anderen (Spiel-)Realität verlieren, welche die „eigentliche“ Realität dauerhaft vergessen lässt. In der Spielsucht drehen sich dann womöglich die Verhältnisse um, wo dann der Ausstieg aus der Spielrealität nur mehr kurzfristig währt.

Fassen wir zusammen: Wenn wir spielen, lässt das unser Denken über die Wirklichkeit nicht unberührt. Wir haben gesehen, dass das Spiel (nicht nur in der Kindheit) wichtig für die Bildung einer Wirklichkeitsauffassung ist. So wie das Spiel eine Lebenswelt braucht, die es abbilden kann, so braucht auch die Lebenswelt das Spiel, um verstanden zu werden – und um Alternativen zu ermöglichen. Das Spiel ist nicht „nur ein Spiel“, es schafft „ein Mehr“, wie Adorno es ausgedrückt hat – wenn es beim Spiel bleibt. Denn sobald es mit der Wirklichkeit verwechselt wird oder diese gar verdrängt, hört es überhaupt auf, ein Spiel zu sein.

pro

Weiterführendes:

- Rudolf Oerter: *Psychologie des Spiels*.
- Erving Goffman: *Wir alle spielen Theater*.
- Jürgen Fritz: *Lebenswelt und Wirklichkeit* (Artikel online unter http://www.mediaculture-online.de/fileadmin/bibliothek/fritz_lebenswelt/fritz_lebenswelt.pdf).

Das Maurerdekolleté

Die erotische Kolumne im Bagger



Aus Liebe zum Spiel

Die Liebe und das Spiel sind auf so vielschichtigen Ebenen miteinander verbandelt, dass man nicht recht weiß, wo anfangen. Schließt Glück in dem einen selbiges im anderen auf sprichwörtlicher Ebene sogar aus, so vertritt Schlagerstar Connie Francis eine andere Ansicht: die Liebe ist nämlich selbst irgendwie ein Spiel, wenn auch ein seltsames (aus unerfindlichen Gründen kommt und geht sie von einem zum andern ...). Lassen wir uns auf die Herz-Schmerz-Ebene nun gar nicht erst ein, so wird recht schnell klar, warum die Liebe ein so unstetes Wesen zeigt. Die Symbiose findet sich im „Liebesspiel“ und dieses hat nun nicht unbedingt ausschließlich romantischen Charakter. Zumindest, wenn man nach den Ergebnissen 1-18 von ungefähr 6.460 für „Liebesspiel“ (0,12 Sekunden) bei „Google-Bilder“ geht. Unter diesen findet sich: ein kopulierndes Schneckenpärchen (harrrr ...), ein Pandabären-Pärchen in eindeutiger Pose (immer dran bleiben, nur nicht aussterben!) und eine recht eigenartig anmutende Kombination aus Mann und riesiger Gepardenforelle (??).
Wir Menschen waren es jedoch, die *das* Liebesspiel mit einem Plural versehen haben. Die Zahl der Spielvarianten ist, wie die der Mitspieler/innen (im Prinzip) unbegrenzt. Hauptsache jeder fühlt sich wohl dabei und bekommt, was er/sie will.
An dieser Stelle drängt sich noch die Erwähnung einer nicht zu unterstützenden Abwandlung auf. Das Liebesspiel als Schauspiel. Laut „News Leben“ inszenieren 9 von 10 Frauen das hinlänglich bekannte Stück doch hin und wieder, erschreckende 20 Prozent sogar andauernd und zwar, um, ..., naja, ..., warum eigentlich? In Zeiten in denen man/frau als Frau in allen möglichen Bereichen des Lebens seinen/ihre Mann/Frau (pfff ...) stehen soll und darf, sollten wir uns endlich auch in diesem Gebiet emanzipieren. Schließlich hat keiner, vor allem aber keine was davon und auf den Oskar hofft man sowieso vergeblich.

bix



Neuschnee – Wegweiser (Problembär)

Ich habe Neuschnee im Sommer 2006 zum ersten Mal im besetzten Haus in der Gumpendorferstrasse gehört und mich augenblicklich in die Band verliebt. Dabei sind Neuschnee eine Band, die es eigentlich nicht geben dürfte. Mit ihrer betont uncoolen Mischung aus Rock, Pop, Klassik und Tondichtung passen sie nicht so recht in diese Zeit und in diese Stadt. In jeder anderen Zeit und jeder anderen Stadt wäre das nicht anders – Neuschnee sind per se anachronistisch und eben das ist auch das Geile an der Band: sie machen Musik. Punkt. Hans Wagner (Gesang, Gitarre, Bass und Klavier) spinnt sich durch seine „eigene Kopf- und Herzscheiße“ und wird dabei von einem Streichquartett umgarnt. Das ist nicht immer nett. Manchmal schlägt es auch auf den Magen. Wegweiser ist ein Tonträger für Menschen mit Ohren: er zwingt zum Zuhören und er macht keine Kompromisse. Wer Schubert bzw. Nick Drake schätzt, erwirbt mit dem Kauf dieses Tonträgers als kleine Draufgabe die ewige Glückseligkeit. Versprochen.

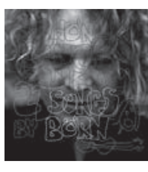


www.myspace.com/neuschneemusik

wein

Börn – Schöne Dinge Einfach / 21 Songs by Börn (Rebeat)

Bernhard „Börn“ Moshammer hat neulich in der Bunkerei einen sehr schönen Rahmen gefunden, sein bereits im Vorjahr erschienenes Doppelalbum einem größeren Publikum zu präsentieren und ich war sicherlich nicht der einzige, dem der Abend ein Aha-Erlebnis beschert hat. Börn singt Lieder so unmittelbar, dass man nicht an ihnen vorbeikommt: „Ich habe nachgedacht / ich habe nachgedacht / über Dinge, die mir am Herzen liegen / doch mein Denken will mein Herz verbiegen.“ „Ich weiß nicht was ich heut noch tun soll / das Leben an sich ist nichts wert / Es steht 1:0 für Thomas Bernhard / der hat sich gegen das Leben – oder war es der Tod? – jedenfalls hat er sich gewehrt!“ Die zweite Scheibe ist in englischer Sprache: „I told my wife I'm gonna get some things / milk, bread, cigarettes and chickenwings / there's enough at home she said and smiled / as if she knew: I'm gonna leave tonight / I'm on my way…“ Fazit: „Schöne Dinge einfach / Einfach schöne Dinge.“



www.myspace.com/boernsings

wein

Paper Bird – Cryptozoology (Sea You Records)

Kryptozoologie ist die Beschäftigung mit ausgestorbenen bzw. mythischen Tieren und bewegt sich damit zwischen Wissenschaft und Phantasie. Ähnlich ist es mit Anna „Paper Bird“ Kohlweis, die sich mit kindlicher* Verspieltheit* über die große Dramatik hermacht. Schon auf ihrem Debut *Peninsula* hat sie eindrucksvoll bewiesen, was man mit ein paar Knopfmikrophonen auf Balkonen und in Schlafzimmern einen großartigen Tonträger basteln kann und jetzt holt sie noch etwas weiter aus. *Cryptozoology* ist ein gutes Stück dichter als der Vorgänger, textlich und musikalisch konzentrierter aber dennoch hat sie sich ihre naive* Herangehensweise bewahrt und schichtet Instrumente zu unerhört bezaubernden Klangkollagen. Aber nicht nur das: Anna Kohlweis ist nicht nur eine faszinierende Musikerin mit einer wunderschönen Gesangsstimme sondern auch eine hierzulande unerreichte Poetin und sehr, sehr klug. “None of the above”. So ist das. Super.



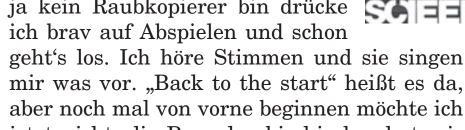
www.myspace.com/paperbird

* Ja, das sind Komplimente. Es liegt nicht an mir, dass diese Worte in Verruf gekommen sind. Abgebrühte, mit-allen-Wassern-gewaschene Lieder gibt es ohnehin wie Sand am Meer...

wein

Screena – Screena (LiMuPic Records)

Was haben wir denn hier? Eine kleine silberne Scheibe. Ein Deko-Artikel? Riesenohrringe für Krocha-Ladys? Nein! Ein kleiner Silberling, dessen Bestimmung es scheinbar ist, in ein passendes Gegenstück gelegt zu werden. Was könnte dies nur sein? Ich habe eine Idee, mein Computer hat irgendwo so ein Ding, das bei Knopfdruck ausfährt. Normalerweise verwende ich vorher Genanntes dazu, mein Kaffeehäferl abzustellen – echt praktisch so ein Teil. Nun versuch ich es aber doch und leg die Scheibe dort hinein. Ich drück mal auf den Knopf, der mir vorhin schon zum Ausfahren meines Häferlabstellers behilflich war. Nichts passiert. Mhm. Spielt vielleicht die Lage des Dings eine Rolle. Noch mal von vorne: Ausfahren, Scheibe umdrehen, einfahren und schon tut sich was. Mein Computer fragt mich, ob ich kopieren, abspielen und was weiß ich noch alles will. Nachdem ich ja kein Raubkopierer bin drücke ich brav auf Abspielen und schon geht‘s los. Ich höre Stimmen und sie singen mir was vor. „Back to the start“ heißt es da, aber noch mal von vorne beginnen möchte ich jetzt nicht, die Prozedur bis hierher hat mir schon einiges abverlangt. Ignorieren und weiterhören.



Interessant klingt das, es heißt ja, *Screena* tragen das Erbe der Neunziger ins neue Jahrtausend, das sich mittlerweile auch schon wieder im achten Jahr befindet. Persönlich waren für mich die Neunziger ja hauptsächlich Eurodance im Mainstream und Grunge im alternativen Bereich. Screena reiht sich hier bei letzterem ein und klingt sehr nach Bush, erste Assoziation – von einer Kopie zu sprechen ist aber weit gefehlt. Alternative wird laut Christoph Prenner (u.a. Evolver) hier als emotionaler „State of Mind“ aufgefasst, und genauso klingen sie auch. Melodienschwangere Songs, geprägt von viel Gitarre und eingängigen Texten. Dass die Band aus Niederösterreich kommt, kann man ja fast nicht glauben, so schön international klingt sie! Wenn mir jemand sagt, es handelt sich um die neueste Entdeckung der amerikanischen Musikjournalisten … Ich würde es glauben, sofort, und so viele andere bestimmt auch. Sänger Michael Gacksch versteht es einfach zu singen, seine charismatische Stimme und seine Songwriterqualitäten prägen einfach den Sound von *Screena*. Hinzu kommt die ewig treibende Kraft an Drums und Bass, und zu guter Letzt eine zweite Gitarre, die lieblich herumtänzelt – somit werden die Songs zu einer Mixtur, die sich hören lassen kann. Das namenlose Album findet seinen Höhepunkt in der Mitte, bei Tracks wie *Strange Eyes* oder *Summer*. Den Ausklang bilden zwei eher ruhige Songs, bei denen man schon vom Titel weiß, woran man ist: *Quiet* und *Stay* sprechen für sich. Der Opener könnte ruhig zum Schluss stehen, denn *Back to the start* und noch mal Play drücken ist hier beim Hörer mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit der Fall. Wer nicht glaubt, dass gute Musik aus Österreich kommen kann, kann sich mit Screena vom Gegenteil überzeugen!

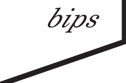
bips

Lausch – Nothing but Not (LiMuPic Records)

Lausch, Angriff!
Nachdem ich nun schon weiß, wie man mit diesen kleinen silbernen Scheiben umgehen muss, geht es dieses mal schneller und so dröhnt nach kurzer Zeit bereits laute Musik aus den Boxen. *Lausch* heißt die Band, *Nothing but not* das Album, aber was soll Lausch eigentlich heißen? Vielleicht spricht ein Chinese von seinem Rausch, und da die bekanntlich ja kein R sagen können, heißt es eben Lausch?



Lauschen bedeutet im allgemeinen Sprachgebrauch jemandem oder etwas aufmerksam beziehungsweise auch heimlich zuhören. Im vorliegenden Fall kommt der Name *Lausch* jedoch von was ganz andrem, dies lässt sich ganz einfach feststellen, indem man mal in das Booklet schaut, so heißt nämlich der Sänger und Gitarrist der Band mit Nachnamen. Mit dem vorig beschriebenen Lauschen hat der Sound der drei Jungs wenig zu tun. Der interessante Titel des Albums *Nothing but Not* verspricht schon viel, die Jungs ordnen ihre Musik dem Post-Rock zu, der auch mit Hardcore-, Grunge-, Punk- und Nu-Rock-Elementen spielt. Der Opener schlägt gleich mal voll in diese Kerbe und bietet Hardrock-Hörgenuss in instrumentaler Form. Gitarre, Bass, Drums und der Gesang von Herrn Lausch sind die Trainingsgeräte der Jungs und dass sie fleißig geübt haben, hört man bei einem Song nach dem anderen. Nach dem „Einspielen“ der Instrumente im Opener setzt beim zweiten Song *Slow Motion* dann auch schon die sehr an Scott Stapp (Creed) erinnernde Stimme ein. Melodiös, eingänge Refrains und viele Soli, so lässt sich die Musik des Trios wohl am besten beschreiben. Bei Song Nummer 5, *Trivia*, lassen sie es im Vergleich etwas ruhiger angehen, können aber auch damit beeindrucken – die Jungs sind vielfältig. *Nothing but not* bietet 12 hervorragende Tracks, denen sich Audiophile etwa 60 Minuten vollends hingeben können. Mit dem vorliegenden Album wird zwar die Rock-Musikgeschichte nicht neu geschrieben, jedoch liefern die Burschen eine solide Arbeit ab, mit der man internationale Vergleiche keinesfalls zu scheuen braucht – die Zukunft verspricht viel.



bips

Das bisschen Dekadenz wird uns nicht schaden: JA, PANIK

Ja, Panik *ist zur Zeit vielleicht die zwingendste Band des Landes und das nicht ohne Grund: auf ihrem Zweitlingswerk* The Taste And The Money *(Schönwetter 2007) demonstrieren sie neben musikalischen Qualitäten (die Platte knallt!) auch inhaltliche Grösse (die Platte trifft!). Grund genug, sich den Texter, Gitarristen und Sänger Andreas Spechtl mal genauer vorzunehmen. Ende Februar hat die Kapelle ein sensationelles Auswärtsgastspiel im Berliner Bang-Bang-Club gegeben und im Anschluss wurde ein bierseliges Gespräch mitgeschnitten. Es ging dabei in erster Linie um inhaltliche Fragezeichen / Details – das mag mitunter wie penetrante Klugscheißerei wirken und auch so manche(n) verschrecken. Gut so.*


© www.myspace.com/crowdstrudel

„Die erste Ja, Panik *Platte war ein Experiment und ein Austesten an sich selbst, die zweite war eigentlich von vorn herein viel durchgeplanter. Die Platte ist fast ein Konzeptalbum.“* Nicht nur gibt es retrospektiv ein Programm zur Platte (bei den Konzerten als charmante Reclam-Imitation zu erwerben), sondern auch in sich ruht die Platte in ihrer allgegenwärtigen Unruhe. Es geht um Selbstzerfleischung, Wut und Orientierungslosigkeit aber auch um Euphorie, Fremd- und Eigenliebe – vorgetragen mit großem Pathos und relativiert mit maximaler Wurstigkeit. Ein Thema, das Spechtl besonders belastet, ist der latente Sexismus, dem man sich im Rahmen einer Mann-schaft auch dann nur sehr schwer entziehen kann, wenn man lautstark dagegen revoltiert: *„Unsere Existenz als Jungsband ist ja fast ein Hilfeschrei. Weil eigentlich sind wir ja auch nur das, was wir kritisieren. Wir sind halt auch nur eine Jungsband. Im Endeffekt: warum reißen wir großartig die Gosch'n auf? Wir sind ja eh genauso (...) und es ist einfach eine schreckliche Erkenntnis, wie es ist, wenn auf einmal eine Frau dabei ist, wie sich das Verhalten von jedem ändert.“* Dass Menschen nicht einfach Menschen sind, sondern bei jeder Gelegenheit vor dem jeweils begehrten Geschlecht Eindruck schinden ist zwar nachvollziehbar, aber eben auch sehr ernüchternd. Trockenheit und Bitternis jedweder Façon sind die Hassfiguren der Band, von denen sie sich demonstrativ distanzieren und so ihre eigenen Konturen schärfen, und das bedeutet auch, dass sie ihren Lebensstil auf Exzess ausrichten: *„Ich find Exzess und Rausch super, weil es einfach ein gewisses Gegenstatement ist und das muss man schon machen. Und ich beweg mich schon in einem Umfeld, wo das oft auch übertrieben wird und so sind diese ganzen Texte auch zu verstehen. Ich mein: mach das und tu das, aber hab dich im Griff, Junge!* Ja, Panik *ist auf keinen Fall eine drogenverherrlichende Band, aber ich hab auch echt keinen Bock mich in den ganzen Wahnsinn einzufügen und ich stell mich gern mal wo hin bumhagelvoll und sag einfach: da – schaut mich an, ich bin ein intelligenter junger Mann und ich richt mich komplett zugrunde nur damit ihr seht, wie g'schissen eure Welt eigentlich ist. Aber im Endeffekt habe ich es trotzdem im Griff und ich bin ein denkender Mensch und ich hab keinen Bock daran zugrunde zu gehen.“* Da war er schon sehr betrunken und vielleicht lässt er sich an der Stelle etwas zu sehr in die Karten schauen, aber auch das zeichnet die Band aus: sie macht >Fehler< und gefällt sich darin ohne sich zu rechtfertigen. Freilich haben sie die großen Posen gelernt, aber es wäre ein schwerwiegender Fehler die Kapelle auf ihre *„Lässigkeit“* zu reduzieren.

Darüber hinaus sind es die Normalität und die Normativität des Alltags, die mit größtmöglicher Leidenschaft torpediert werden: *„Es gibt die grundsätzlichen Probleme der Freizeit und der Langeweile und die sind nicht gelöst. Die sind dadurch gelöst, dass man ruhig gestellt wird. Und so lang muss man sich mit aller Gewalt dem Exzess und dem Rausch hingeben, und die Dekadenz ist für mich eine der wenigen Möglichkeiten dem ganzen Scheiß, der da passiert, ins Gesicht zu spucken. Es ist natürlich eine Frechheit das zu praktizieren, aber es ist eines der wenigen klaren Statements. (...) Wenn du mich da oben siehst, dann glaub ruhig, dass ich ein wütender junger Mann bin, aber glaub nicht jedes Wort, das ich sing. (...) Im Endeffekt geht es ja darum, dass man sich etwas erschafft, dass es so ein kleines Ding gibt, dass es so einen Ansatz gibt und dann baut man drum herum ganz arg viel Fiktion auf. Also das ist arg übertrieben.* Ja, Panik *und die Ich-Figur sind überzogen und übertrieben. Sachen, die da als „Ich“ gesungen werden, die schnapp ich irgendwo auf. Das ist so ein Stimmungsfang meiner Umgebung – weil es halt im Popsong meistens ein „Ich“ braucht, damit er funktioniert.“*

Fast alle österreichischen Bands singen *entweder* deutsch *oder* englisch und auch von den wenigen, die beide Sprachen verwenden wird kaum innerhalb eines Songs gewechselt. Bei *Ja, Panik* schleichen sich immer wieder mal plötzlich englische Zeilen ein, das *„passiert so, (...) es fällt mir kurz ein und irgendwie find ich es zu gut um es wegzuschmeissen, dann denk ich mir: sing ich halt kurz englisch – kann ich echt nicht begründen genauer, aber ich find's spannend.“* Diese intuitive Herangehensweise macht die Texte Spechtls generell sehr plastisch und lebendig. Das sind keine dekorativen Grußkärtchensprüche, sondern das ist der Versuch eines Menschen sich auszudrücken – auch wenn er selbst gern behauptet, er hätte alles nur geklaut bzw. mit den Augen anderer gesehen. Entscheidend ist, dass er eine Form findet, die *„Zitathölle“* zu überwinden (selbst die Covernummer *Satellite of Love* wirkt nicht aufgesetzt). Diese Form manifestiert sich auch in den (Anti-)Reimfiguren und Strukturen der Songs allgemein: *„Bei der zweiten Platte hab ich oft auch mal drauf verzichtet, dass sich was unbedingt reimen muss. Oft dann auch auf so Rap-Sachen zurückgegriffen, wo sich zwei Sachen hintereinander reimen oder auch nur so grob phonetisch was reimt. Es gibt ja viele >Reime<, die man singen kann, dass sie sich reimen. Wenn man es vorliest, reimt es sich nicht. Grad bei den lauten Stellen ist nur so ein phonetisches Gleichgewicht hergestellt, dass es irgendwie rund ist. Und es ist auch ganz weg von so Silbenfetisch. Also mein Traum ist ja eine Platte ohne Reim aufzunehmen und es trotzdem funktioniert.“* Ein stückweit hat er formale Kriterien jetzt schon überwunden und schlägt Haken, wo man sie nicht vermutet um an anderer Stelle extra-dick aufzutragen. Manchmal wär es vielleicht *schöner*, die Spannungsbögen würden sich lösen, aber so bleibt ein flimmerndes Fragezeichen und vielleicht hört sich die Platte gerade deshalb nicht ab. Auch die rotzige Produktion der Platte (simultan aufgenommen, kaum Overdubs, wenige, dafür aber sehr verzwickte Effekte) stützt den unverkrampften Charme – gerade *weil* er sich nicht jedem/jeder sofort eröffnet und manchen auf ewig verschlossen bleiben wird. Schließlich geht es bei Rockmusik doch auch und vor allem darum, sich ein Refugium zu schaffen, das der >Mehrheit< unergründlich bleibt und also etwas das nicht >besudelt< werden kann. (Dass es meinerseits nicht besonders cool ist zu sagen, Rockmusik sei eine im Grunde elitäre Angelegenheit, ändert freilich nichts an ihrer Funktion.)







„Ich sag, es sind Lügner, die in vorhandenen Formen irgendetwas neues schaffen wollen – das geht nicht.“ Das wäre jetzt ein schöner Schluss gewesen, aber so schnell kommt er damit nicht durch. Nach allem was gesungen, gesagt und geschrieben wurde, ist klar, dass er an die Option des gänzlich Neuen grundsätzlich nicht glaubt und ihm ohnehin nur das Wiederkauen bleibt. Ich habe schon mal geschrieben, dass ich die Band dennoch für eine der wenigen halte, die das Genre bereichern, anstatt es zu strapazieren. Freilich haben *Ja, Panik* das Spiel nicht erfunden, aber sie sind gut darin und sie dehnen die Regeln mit bewundernswerter Leichtigkeit und äußerster Vehemenz gleichermaßen.

wein

Spiel mir das Lied vom Tod

Ein Spiel mit dem Tod ist dieser Film allemal. Mit dem Western hat er dennoch wenig zu tun. Viel eher mit dem Manierismus, einer Stilepoche zwischen Hochrenaissance und Frühbarock, jenem Übergang vom Streben nach Vollkommenheit und Harmonie zu barocker Üppigkeit. Manieristische Vorlieben finden im Regisseur Peter Greenaway ihre Entsprechung: Überraschungen, Widersprüchlichkeiten, Skurrilitäten und Groteskes. Allem voran aber die Allegorien, als ein „etwas anderes Sagen". Der Film „Drowning by Numbers" („Verschwörung der Frauen", 1988, GB) ist voll von diesen. Bedeutungsgeladene Darstellungen, intellektuelle Spielereien und Anspielungen – ein Rätsel nach dem anderen, das entschlüsselt werden will. Oder aber man lehnt sich einfach zurück und frönt dem Schauspiel:

Der Sternenhimmel. Darunter ein seilhüpfendes Mädchen mit auftoupiertem, langem Haar und barockem Kleid – die lebendig gewordene Figur von Velázquez' Malerei der Infantin Margaretha Theresa nämlich. Das Mädchen blickt in den Himmel, zählt laut die Sterne: „Eins – Antares, zwei – Capella, drei – Canopus …". Bei „Hundert - Elektra" hört es auf. „Wieso zählst du nur hundert?" fragt eine vorbeikommende Frau. „Hundert sind genug. Wenn man bis Hundert gezählt hat, sind alle anderen Hundert gleich."
Die Frau, Cissie Collpits, geht weiter durch die Nacht, am Weg nach Hause, vorbei an einem Baum, der in weißer Farbe die Nummer Eins trägt. Nummer Zwei ist an einer Badewanne angebracht, in der sich gerade ihr Mann, der Gärtner Jake, mit einer anderen Frau vergnügt. In der nächsten Szene wird Cissie ihn darin ertränken.
Cissie hat eine Tochter und eine Enkelin. Beide heißen ebenfalls Cissie und entledigen sich ihrer Männer – Tod durch Ertrinken. Gut, dass es da Madgett gibt, den befreundeten Leichenbeschauer. Er hofft auf sexuelle Gefälligkeiten seitens der Frauen und so sterben die drei Ehegatten offiziell eines natürlichen Todes.
Dazwischen wird gespielt. „Henkercricket" oder „Schafe und Gezeiten" – Gesellschaftsspiele, die Madgett sich ausgedacht hat. Smut, Madgetts Sohn, spielt lieber „Das große Todesspiel", indem er gewaltvoll Gestorbenes aufliest, fein säuberlich mit gelber oder roter Farbe markiert, nummeriert, um es anschließend mit einer Feuerwerksrakete zu feiern. Rot für die Samstage und Gelb für die Dienstage. Es steht 29 zu 31, der Dienstag führt.
„Spiele sind Verhaltensrituale, durch die wir das Chaos ordnen und begreifen", so Peter Greenaway. „Drowning by Numbers" ist ein einziges Spiel, jeder noch so kleine Gegenstand im Bild wirkt bewusst platziert und bedeutungsvoll inszeniert. Ein System der Ordnung, das dennoch chaotisch wirkt. Greenaway erzeugt makabere und skurrile Bilderwelten, gekennzeichnet durch ausgeklügelte Raumkonstruktionen, Perspektiven und Farbspiele. Nicht zuletzt erinnern die Filmszenen an eine Theaterbühne. Greenaway zeigt uns die Welt als Bühne, auf der Leben und Tod gespielt werden.
Smut hält sich das beste Spiel für den Schluss auf: Es ist das einzige Spiel, in dem der Mitspieler Gewinner und Verlierer gleichzeitig ist.

ger

Scheiß auf die Guten

Als Erwachsene ist uns die Spielwelt der eigenen Kindheit längst abhanden gekommen. „Wir verbieten uns das Spielen, außer wir zahlen dafür", meint Antonin Svoboda in einem Interview. Das Casino, als institutionalisierter Spielraum, kann einem dabei schnell zum Verhängnis werden: Spielsucht ist lediglich ein Thema in Antonin Svobodas 2005 erschienenen Film „SPIELE LEBEN". Vielmehr handelt der Film von einer Person, die das Leben sucht.

„I hob gheart, Gott würfelt nicht, oba sama se ehrlich, schauts ned genau danach aus?" – Kurt (Georg Friedrich) weiß nicht, was er vom Leben will, oder das Leben eigentlich von ihm. Da ist es beruhigend zu glauben, dass selbst Gott planlos und willkürlich einem System des vollkommenen Zufalls gehorcht.
Jegliche Systeme im eigenen Leben Kurts scheitern, ob die Langzeitbeziehung mit der Krankenschwester Manu (Gerti Drassl), die sich und ihren Liebsten in einem geordneten Lebensweg sieht, ihr Geld auf eine größere Wohnung spart und vom gemeinsamen Kind träumt. Oder Kurts eigener Traum vom großen Geld im Casino, angetrieben durch die Lust am Spiel, immer dabei ein kleines Notizheftchen mit Zahlenkolonnen, die das System knacken, das Roulettespiel am Casinotisch durchschaubar machen sollen.
Spielen bedeutet für Kurt Flucht vor erwarteten Lebensentwürfen, gesellschaftlichen Vorgaben, wie ein ordentliches Leben auszusehen hat: Beruf, Frau, Kind, am Abend vielleicht ab und zu ins Kino, und wenn man mal was richtig Schräges machen will, färbt man sich die Haare schwarz, trotz blauer Augen.
Stattdessen erhebt Kurt den Zufall zu seinem Lebensprinzip und lässt fortan einen Würfel die Entscheidungen über sein Leben treffen. Sechs Seiten, sechs Möglichkeiten, der Würfel bestimmt: Er entscheidet sich gegen Manu und für die drogensüchtige Tanja (Birgit Minichmayr), die sich gemeinsam mit Kurt auf das Würfellebensspiel einlässt. In einem gemieteten Pensionszimmer wird das Spielen zur Dauerbeschäftigung, die kindliche Spielwelt kann wiederaufleben. Das Bett wird zum schwierig zu erklimmenden Bergmassiv und der bodenlange Vorhang scheint wie gemacht für das Versteckspiel.
Das Spiel befreit Kurt von gesellschaftlichen Zwängen, und wird doch auch wieder selbst zu einem Zwang. Klaustrophobisch wirken die Szenen im Zimmer der Pension. Zugleich bedeuten sie einen Gewinn an Freiraum und für Kurt an Liebesfähigkeit, Leidensfähigkeit und Reuegefühlen. Und mit der Zeit tauchen bei Kurt immer stärkere Zweifel auf an den Würfelentscheidungen – erstmals entsteht eine Ahnung dessen, was er von seinem Leben will.
SPIELE LEBEN inszeniert das Leben als Würfelspiel und stellt damit die Frage nach dem WIE des Lebens: Wie soll man Leben, wie entscheiden? Wer ist es, der die Fäden der Marionette in der Hand hält, daran zieht, wie es ihm gefällt? Man selbst? Vollkommene Lebens(ver)planung, die keinen Platz mehr für Lustvolles lässt, oder doch lieber Hingabe an den Zufall? Hingeben wird in unserer Leistungsgesellschaft meist als Kontrollverlust interpretiert und dementsprechend gleichgesetzt mit einem Aufgeben. Die Figur Kurt zeigt, dass Hingabe einhergehen kann mit einem Rückgewinn an Selbstverantwortung und charakterlicher Entwicklung.
Dennoch, Kurt beim Versagen zuzusehen schmerzt. Wenn er seiner doch so um ihn bemühten Freundin Manu ins Gesicht sagt, dass er nicht weiß, was er von ihr will, oder wieder und wieder den gleichen Fehler begeht, angetrieben durch die Spielsucht, dann wird umso deutlicher, dass Kurt keiner von den Guten ist. Auf Stanley Kubrick zurückgreifend, meint Antonin Svoboda: „Man kann solange nicht von einem guten Menschen sprechen, solange er keine schlechten Eigenschaften hat."
Oder in Kurts Worten:
„Es kümmert nicht, wos für ein guter Mensch sie worn. Ned amoi den lieben Gott – is des ned gruselig? I hob imma glaubt, Gott is bösartig, oba seitdem i waaß, dass er würfelt, is er mir vü sympathischer."

ger

Die Spiele von Madgett und Smut im Film „Drowning by Numbers" (im Originalwortlaut). Vor einer Nachahmung sei gewarnt, denn, so Madgett: „Spiele können sehr gefährlich sein."

Bei dem Spiel das *Schloss der Träume* werden beim Morgengrauen 42 Spielkarten in einem Raum, in dem es nicht zieht, zu einem Schloss aufgetürmt. Der Spieler kann die Träume der nächsten Nacht bestimmen, wenn er aufwacht, bevor das Schloss zusammenbricht. Die Spieler, die etwas Romantisches träumen wollen, bauen ihre Schlösser mit der Herz 7.
Bei dem Spiel *Höhenflüge der Phantasie* oder *Sprünge mit umgekehrtem Striptease* springt der Mitspieler von einem so hohen Punkt, wie es sein Mut zulässt. Nach jedem erfolgreichen Sprung darf sich der Mitspieler ein Kleidungsstück anziehen.
Schafe und Gezeiten: Schafe reagieren besonders sensibel auf den Augenblick, in dem die Gezeiten wechseln. In diesem Spiel ziehen neun angebundene Schafe an ihren Pflöcken. Dadurch wackeln die Stühle und die Teetassen beginnen zu klappern. Wetten werden darauf abgeschlossen, welche Reihe von je drei Schafen am Sensibelsten reagiert: vertikal, horizontal oder diagonal gesehen. Da es innerhalb von 24 Stunden normalerweise drei Gezeitenwechsel gibt, geht man vom Durchschnitt der Resultate aus. Zuverlässige Uhren, Kalender und Zeittabellen werden dazu benutzt, um genau vorhersagen zu können, wie sich die Schafe verhalten werden. Im Spiel *Schafe und Gezeiten* sollte ein Schiedsrichter ernannt werden, um für einen fairen Ablauf zu sorgen und richtige Reaktionen von äußeren Einflüssen zu unterscheiden. Aufgrund ihrer besonderen Beziehung zu Schafen sind Schäfer von diesem Spiel ausgeschlossen.
Sehr viele Dinge sterben laufend auf sehr brutale Weise. Die besten Tage für einen gewaltsamen Tod sind die Dienstage. Das sind die Tage der gelben Farbe. Samstage sind die zweitbesten, oder die schlechtesten. Samstage sind die Tage der roten Farbe. *Das große Todesspiel* ist daher ein Wettstreit zwischen den Rote-Farbe-Tagen und den Gelbe-Farbe-Tagen. Ganz gleich welche Farbe, ein gewaltsamer Tod wird immer mit einem Feuerwerk gefeiert.
Wenn ein Mitspieler im Spiel *Fang oder Stirb* eine Kugel fallen lässt, wird ihm eine Reihe von Handicaps auferlegt. Als erstes darf er nur mit einer Hand fangen. Danach darf er nur auf einem Knie gestützt fangen. Dann auf zwei Knien und dann mit geschlossenen Augen. Wenn ein Spieler schließlich eine Kugel mit beiden geschlossenen Augen fallen lässt, dann ist er tot und muss sich auf das Leichentuch legen.
Das Spiel *Biene und Baum* ist eine Variante der *Reise nach Jerusalem* und wird am besten mit Trauermusik und an der frischen Luft gespielt. Sinn des Spiels ist es, einen leeren Stuhl zu erwischen, wenn die Musik aufhört. Wenn der Stuhl, auf dem man sitzt, vorher von Bienen besetzt war, ist es gestattet ein gekonntes Foul zu begehen.
Beim Spiel *Henkercricket* geht es darum, dass jeder Mitspieler die ihm gewährten neun Leben behält, indem er Punkte mit dem Schläger oder dem Jäger erzielt und darauf achtet, dass er den Ball nicht gegen das Bein bekommt. Es gibt keine Beschränkung der Teilnehmerzahl, solange jeder Mitspieler von beiden Schiedsrichtern anerkannt wird. Die wichtigsten Spielfiguren sind: der Kaiser, die rote Königin, die Witwe, die dicke Dame, der Narr, der Richter, der Henker, die Hure, der Geschäftsmann, die Jungfrau. Der Ehebrecher kann sich mit der Hure paaren, wenn beide zusammen eine gerade Anzahl von über 12 Leben haben. Die Schwiegermutter darf nur 5 Punkte auf einmal erzielen. Danach muss sie Punkte an den Totengräber abgeben, der die Anzahl der Treffer jedes Mitspielers, den er schlägt seiner eigenen Anzahl hinzuzählen darf. Die Jungfrau darf immer nur Zuseherin sein, es sei denn sie spielt zusammen mit den Zwillingen. Der Geschäftsmann kann gerettet werden, wenn er sich einer roten Königin unterwirft. Aber wenn er das tut, muss er eine Geldstrafe zahlen.
Das Spiel *Henkercricket* kann man erst dann vollkommen genießen, wenn man es schon mehrere Stunden gespielt hat. Bis dahin hat ein jeder Spieler eine ungefähre Ahnung von den vielen Regeln und er hat sich auch entschlossen, welche Rolle er durchgehend spielen möchte. Schließlich ist der endgültige Verlierer gefunden und muss sich dem Henker ergeben, der immer gnadenlos ist.
Das Spiel *Tauziehen der Krieger* wird mit so vielen Leuten gespielt, wie an dem Tau Platz haben. Gewicht und Stärke müssen auf beiden Seiten gleich verteilt sein, um für einen interessanten Wettkampf zu sorgen. Auf ein vereinbartes Zeichen hin versucht jede Mannschaft die andere über eine festgelegte Markierung oder Strecke zu ziehen, auf die man sich vorher geeinigt hat. 7 auf jeder Seite sind einen ideale Zahl von Teilnehmern für dieses Spiel.
Das letzte Spiel im Film ist namenlos:
Bei diesem Spiel geht es darum das Wagnis einzugehen, mit einer Schlinge um den Hals aus einer Höhe zu fallen, die ausreicht, um durch den Fall erhängt zu werden. Bei diesem Spiel geht es darum, diejenigen zu bestrafen, die durch ihre selbstsüchtige Handlung großes Unglück verursacht haben. Dies ist das beste Spiel von allen, weil der Gewinner gleichzeitig der Verlierer ist und der Rechtsweg ist dabei ausgeschlossen.




ger



Fjodor M. Dostojewskij: Der Spieler

Ana hod imma des Bummerl ...

Das Schicksal literarischer Klassiker ist die Tatsache, dass sie zwar jedermanns Wertschätzung als Kulturgut an sich genießen, jedoch meist ungelesen verstauben. Und das ist verständlicherweise das Traurigste, was einem als Buch passieren kann.

Als uns seinerzeit in der Phase des pubertären Sturm und Drang Goethe, Schiller und Konsorten im intellektuellen Reclamformat entgegenstaksten, hinterließen sie einen eher eigenartigen Nachgeschmack. Irgendetwas zwischen Revolution und Wanderliedern, zwischen wogenden Ähren auf lichtdurchflutetem Felde und den unheilbaren Seelenqualen eines verschmähten Herzens, denen nicht selten Gewaltakte folgten.
Der Genius ist Klassikern per definitionem nicht abzuerkennen, das wollen auch die wenigsten, bloß lesen muss man sie nun auch nicht gerade.
Den russischen Klassikern eilt ein besonders eigentümlicher Ruf voraus. Die Werke von Puschkin, Tolstoi und Dostojewski sind meist sogar in der Taschenbuchausgabe furchteinflößende Schinken mit Seiten aus feinstem Seidenpapier, lassen langatmige, verstrickte Familienstammbäume erahnen, schwülstige Liebesszenen à la Doktor Schiwago, ein Gewirr aus schwierig zu lesenden und noch schwieriger zu merkenden Vor- und Vatersnamen. Moralstücke über Krieg und Frieden, Schuld und Sühne in kaltem, weitem Land.
Wer sich jedoch aufgrund solcher Oberflächlichkeiten die Bücher von F. M. Dostojewski (1821 -1881) bisher entgehen lassen hat, dem seien sie nun ans Herz gelegt, denn die Themen, die der analytische Dichter behandelt, besitzen in jeder Epoche Aktualität. Dostojewski geht es um den Menschen an sich. Meisterhaft die Psyche durchleuchtend, wird er, wie wenige nach ihm, der Abgründe, Leidenschaften und Schwächen habhaft.
Der scheiternde Mensch ist Dostojewskis Protagonist. In dem 1867 erschienenen Werk „Der Spieler", verfällt der junge Aleksej Iwanowitsch, ein Hauslehrer in den Diensten eines hochverschuldeten Generals, beim Wellnessaufenthalt in einem fiktiven deutschen Kurort mit dem sperrigem Namen „Roulettenburg", dem, genau, Roulette. Um 1850, als beinahe in ganz Europa das Glücksspiel verboten war, waren rheinländische Städte wie Bad Homburg oder Baden-Baden Anziehungspunkt für den spielwütigen Adel. Dostojewski, ebenfalls leidenschaftlicher Spieler, begegnete auf einer Deutschlandreise wenige Jahre vor Veröffentlichung seines Romans selbst zum ersten Mal dem Rouletterad, das ihm prompt die Reisekasse leerte.
Die Beziehungen zwischen den Charakteren in dem kurzen und nicht ohne Sinn für Humor verfassten Roman sind anfänglich undurchsichtig. Das Familienoberhaupt, der in die zwielichtige französische Edelhure verliebte General, hofft, wie der Rest der Sippschaft, auf das Ableben der vermögenden Tante im fernen Moskau. Es treten auf: ein Franzose und ein Engländer in klassischen Rollen. Das Mädchen, Polina, die Stieftochter des Generals, berechnend und verliebt. Die Tante, die nicht sterben will, sondern nach Roulettenburg reist und ebenfalls Freude am Glückspiel findet.
Aleksej entzieht sich trotz der Nähe zur Familie des Generals und seiner leidenschaftlichen Liebe zu Polina mehr und mehr den Seinigen und ihren umtriebigen Spielchen, sein Begehren ist ein stärkeres: *„All dies musste ich enträtseln, in all dies klaren Einblick gewinnen, und zwar so schnell wie möglich. Aber vorläufig, im Augenblick hatte ich dazu keine Zeit: ich musste zum Roulette."*
Dostojewski beschreibt detailliert und kühl die Obsession des jungen Mannes, während dieser zu einem Fremden in seiner Welt wird, alles verliert, außer dem Glauben, das Verspielte wieder zurückgewinnen zu können. *„Begreife ich denn nicht, dass ich ein verlorener Mensch bin? Aber doch ... warum sollte ich nicht auferstehen können? Ja! Ich brauch nur ein einziges Mal in meinem Leben ein guter Rechner zu sein und Geduld zu haben; das ist alles!"*
Mehr soll an dieser Stelle nicht vorgebracht werden, das haben in den letzten 150 Jahren unzählige andere in beliebiger Form und Ausführlichkeit bereits getan.
Wem die blümchenverzierten Frühlingsgefühle jetzt schon wieder auf den Keks gehen, der findet in Dostojewski den Kübel mit kaltem Wasser.
Auf der letzten Seite übrigens hilft ein Namensverzeichnis der werten Leserschaft, den Überblick zu bewahren. Die Ausrede also zählt nicht.

bix



Baggers Bankett: Die Kockecke

Russisches Omlette – ein Mordsspaß!

Zutaten:
Pro Mitspieler ein Ei (geht nicht ums Sattwerden)
Dazu eine entsprechende Menge Kumys (saure Stutenmilch)
Ein bisschen Sauerkraut (geht nicht um die Kulinarik)
Reichlich Schweineschmalz und Bärenspeck
Eine Zwiebel
Je nach finanzieller Lage Kaviar oder Ersatz aus Seehasenrogen
Pfeffer und Salz.
Eine Zyankalikapsel.

Zuerst wird die Stutenmilch mit den Eiern verquirlt, das Sauerkraut beigemengt, das man zuvor gut abtropfen lassen hat, die Mischung kräftig mit Pfeffer und Salz gewürzt und beiseite gestellt.
Anschließend wird der Bärenspeck sowie die Zwiebel in dicke Scheiben geschnitten und in zuvor in einer Pfanne erhitzten Schweineschmalz angebraten. Sobald die Zwiebel beginnt – im Schweinefett und Bärenspeckfett schwimmend – braun zu werden ist es Zeit, die Ei-Sauerkraut-Kumys-Mixtur darüberzugießen. Nun schnell, bevor das Omlette fest wird, die Zyankalikapsel in die Pfanne werfen und darauf achten, dass sie einerseits gut einsinkt und nicht sichtbar bleibt und andererseits gut verschlossen ist und nicht somit zum vorzeitigen Spielverderber wird.
Kurz bevor das Omlette durch ist, mit Kaviar ganieren.
Anschließend in gleichgroße Stücke teilen – der Anzahl der Spielerzahl entsprechend – und auf einer dem Anlass entsprechend geschmückten Tafel reihum Biss für Biss einnehmen.

Möge der Glücklichste gewinnen!
Rezeptvariante: Besondere Draufgänger können statt des Kaviars auch blaue Bohnen verwenden.

va

Mittleres Dutzend, schwarz, ungerade

„Точно: мелкая корысть и крупная корысть – не всё равно. Это дело пропорциональное."

„Warum hat Goethe den Werther geschrieben?" „Er hat schon den Vorschuß vom Verleger darauf gehabt, da hat er ihn doch auch schreiben müssen; und das Geld hatte er schon längst ausgegeben." – Im Fall des *Werther* war das boshafte Häme von Egon Friedell. Dostojewskijs *Spieler* (*Игрок*, Erstdruck 1867) wurde aber wirklich so geschrieben; und das Geld war nicht vielleicht versoffen, sondern verspielt, beim Roulette – womit nicht nur der Entstehungsgrund, sondern auch der Inhalt des „Romans" (eher Novellchens) und seiner wenigen halbwegs lebensnahen Szenen zusammengefaßt ist.
„Geschrieben" ist übrigens der falsche Ausdruck. Der Text wurde vom Autor gar nicht geschrieben, sondern in einer 26tägigen Marathonsitzung diktiert – der Stenographin Anna Snitkina, die Dostojewskij nur Monate später heiratete; gewiß die beste Entscheidung in seiner Schriftstellerlaufbahn, denn bezahlen hätte er sie auf die Dauer nicht können. Snitkinas Anteil an Dostojewskijs literarischem Schaffen ist noch gar nicht genügend erforscht: außer für Orthographie, Interpunktion und grammatische Richtigkeit sorgte sie bestimmt auch für erträgliche Syntax und einigermaßen humane Einteilung seines Wortschwalls in Absätze. Trotzdem: er selbst las das Produkt sicher kein zweites, wahrscheinlich kaum ein erstes Mal vor dem Druck, und daher ist Dostojewskij-Stilfehler sammeln bis heute ein Volkssport literater Russen, man kann davon Listen anlegen wie von Blondinenwitzen. Unnütze, immer wieder gleiche Adverbien, Wortwiederholungen, unangekündigte Sprünge zwischen schnoddrigem Slang und Phrasen der „feinen" Gesellschaft – praktisch kein Übersetzer kann mit seinem Selbstrespekt vereinbaren, so etwas unausgebügelt wiederzugeben, darum ist Dostojewskij einer der ganz wenigen Autoren, die man besser *nicht* im Original liest.
Schon die frühesten Kritiker merkten an, daß Dostojewskijs Figuren kein Gesicht haben, sie bestehen eigentlich nur aus Namen. Noch ärmer ist der „General" (der nie einer war) im *Spieler*: er hat nicht einmal einen Namen, jedenfalls erfahren wir ihn nicht, selbst die Frau, die ihn im 16. Kapitel heiratet, merkt ihn sich nicht. Sie – „Mademoiselle Blanche" – ist übrigens die einzige, deren Äußeres beschrieben wird, aber so, daß man nachher auch nicht weiß, wie sie aussieht. Schön und beängstigend soll sie sein – wer im 3. Kapitel die Beschreibung nachliest, verliert sich in nichtssagenden Adjektiven wie „formidabel", „einmalig" und dazu ein paar unattraktiven Details.
Vielleicht ist ja das Innenleben der Personen wichtiger. Aber haben sie denn eines, ein halbwegs menschliches? Wie sie alle offenbar nichts zu tun haben außer palavern, Roulettespielen und Unfug – leben kann man ja davon, daß man angeblich ein General oder Marquis ist, und wer etwas arbeitet, geniert sich dafür – so haben sie auch keinen nennenswerten Charakter. Die einzige ehrliche Person ist die Großmutter, die in ihrer Altersdemenz zugibt, keinen zu haben. Alle Frauen (außer Marja Filippowna) sind kindisch und dirnenhaft, die Männer Gauner und Hochstapler, und wer das Unglück hat, kein Russe zu sein, wird auf ein Nationalklischee reduziert: der Franzose ein schmieriger Schweinehund, der Brite ein Byronscher Halbvampir. Überhaupt nehmen die Klischees überhand, überwuchern sogar das letzte bißchen ernstzunehmende Gesellschaftskritik: wo der Erzähler im 4. Kapitel zu einem humorvollen Kapitalismus-Exposé ausholt, wird dann doch nur eine Schimpftirade über die Deutschen draus. Die einzigen Figuren, die ein bißchen Leben in sich haben, sind der Erzähler Alexej und die neurotische Polina Alexandrowna; sie sind fast so real wie Karikaturen. Das liegt daran, daß sie welche sind: leicht verzerrte Abbilder des Autors und der von ihm verehrten Apollinaria Suslowa. Sie haben zu ihren Handlungen ein ehrenwerteres Motiv als die übrigen Erbschleicher und Schmutziane: sie sind einfach geisteskrank.
Wäre wenigstens der Plot durchdacht, ginge alles noch an; schemenhaft sind die Figuren ja auch bei Agatha Christie. Aber es gibt kaum einen, und selbst der verlangt vom Autor Gewaltakte. Damit Alexej zum Schluß rettungslos dem Spiel verfallen kann, mußte die eine Person aus der Geschichte verschwinden, die ihm wahrscheinlich geholfen hätte: des Generals sympathische Schwester Marja Filippowna. Wie verschwindet sie? Am Ende des 6. Kapitels ist sie plötzlich nach Karlsbad gefahren (statt, wie es vorher hieß, nach Rußland), und der Autor hat sie da vergessen – aber der Leser braucht schon jede Menge Wodka, um sie bis zum 17. Kapitel so gänzlich aus seinem Gedächtnis zu streichen. (Überhaupt die Geographie. Das „Roulettenburg", in dem ein Großteil der Geschichte spielt, ist so vage umrissen, daß sich bis heute Wiesbaden und Bad Homburg darum streiten, es zu sein – obwohl Bad Homburg im Text als ein anderer Ort bezeichnet wird.) Man könnte sagen, ein Handlungsstrang mit so vielen offenen Enden wäre eine meisterliche Wiedergabe der Lebenswirklichkeit. Wäre er auch, wenn er mit Absicht und Reflexion so gezeichnet wäre, statt im Dahinbrabbeln einfach zu passieren: natürlich ist das Chaos ein gutes Bild des Chaos.
Was als Kern übrig bleibt, sind treffende Skizzen der Gemütsverfassung eines Spielsüchtigen am Casinotisch, zwischendurch auch der seltsamen seelischen und körperlichen Zustände eines Epileptikers – realistisch, weil sie von einem Betroffenen stammen und in keiner Weise literarisch zurechtgeschliffen sind. Man sollte wohl vor Dostojewskijs Biographie respektvoll schaudern und zugestehen, daß ein Kranker in einer kranken Zeit schwerlich gesunde Literatur produzieren kann. Und anschließend kann man *Der Spieler* angehenden Psychiatern und Nervenärzten zur Lektüre empfehlen, als Fallstudie. Daß es andere Leute auch lesen sollten, daß es gar ein Klassiker wäre, den man gern immer wieder liest – nöööööööööööö.

caru



Der Sprachspielfähigkeitskoeffiziententest (SSpFKT)

Mit der Sprache spielen ist Ihnen zu hoch, Sie sind froh, wenn Sie verstehen, was ich zu Ihnen sage? Sprachspiele sind für den Kindergarten, und Sie haben was Ernsthaftes zu tun? Sie reden mit sich selbst nur Volapük, und wenn Sie mit anderen deutsch reden, dann gleich in Schüttelreimen? Hereinspaziert. Nur noch zehn Antworten bis zu Ihrem exakten Sprachspielfähigkeitskoeffizienten (SSpFK)! Wer kommt heute noch ohne ihn aus?

1. nuH Daneltbogh yIngu'!
a) jIjegh ghe'torvo' narghDI qa'pu'!
b) tlhingan Hol uliatlhHbe'.
c) Sieht aus, als wären da viele Tippfehler drin.

2. „Quick brown dogs jump over the lazy fox.“ Das ist:
a) Eine Impression von einer Fuchsjagd.
b) Ein Pangramm.
c) Englisch.

3. Bilden Sie andere Wörter aus den Buchstaben von „TAUSENDFUESSLER“; jeder Buchstabe darf höchstens gleich oft vorkommen wie im Ausgangswort. Schauen Sie auf die Stoppuhr. Wieviel Wörter haben Sie nach einer Minute?
a) Drei. Tausend, Fuess und Ler.
b) 4-20.
c) Über 20, und mindestens eins davon hat 7 oder mehr Buchstaben.

4. Eine der folgenden Aufzählungen enthält etwas, worauf das deutsche Wort „Strauß“ nicht paßt. Welche?
a) Ein Blumengebinde, ein Handgemenge, ein Laufvogel und der Theologe David Friedrich.
b) Ein Federschmuck, ein Werkzeug, ein Laufvogel und der Komponist Eduard.
c) Ein Zwist, ein Helmbusch, ein Laufvogel und der Komponist Johann.

5. Aus gegebenem Anlaß: Legen Sie doch mal eine Liste von deutschen Wörtern an, die sich auf „Test“ reimen. Wie viele stehen drauf (sagen wir, nach 5 Minuten und ohne Lexikon)?
a) 0-10.
b) 10-20.
c) Mehr als 20.

6. Wie viele der folgenden Sprachen sind Ihnen (wenigstens dem Namen nach) geläufig? Europanto, Parselzunge, Doggee, Orkisch, Houyhnhnm, Kryptonisch, Syldavianisch, Заумь, Sindarin, Gagauz.
a) 11.
b) 4-10.
c) 0-3.

7. Vermutlich ist Ihr Name asemisch. Was bedeutet das?
a) Er stammt nicht aus dem semitischen Raum.
b) Meine Ahnen hatten Beziehungen zu den Asen.
c) Blödsinn, ich heiße nicht Ase Misch.

8. Aus welchem deutschsprachigen Philosophen läßt sich am leichtesten ein Palindrom machen?
a) Kant.
b) Heidegger.
c) Wittgenstein.

9. Die Vergangenheit von „ich winke“ heißt bekanntlich „ich habe gewunken“. Wie heißt die Mitvergangenheit?
a) Ich wank.
b) Ich wunk.
c) Ich winkte.

10. Warum haben Sie diesen Test gemacht?
a) Den ganzen Rest vom Bagger hatte ich schon dreimal gelesen.
b) Mir war fad.
c) Ich lese den Bagger überhaupt nur wegen der Tests, Kreutzwortzrätz- und Silrätbensel.

Ihren SSpFK erfahren Sie auf www.derbagger.org. Viel Glück!

caru

Silrätbensel by caru

Die folgenden Silben sind auf 48 kleine Bälle zu schreiben und dann so lange auf dem grünen Rasen hin und her zu kicken, bis sie auf die Definitionen passen.

Dabei ergeben die ersten und vierten Buchstaben, jeweils von oben nach unten gelesen, ein Ereignis, an dem Österreich so bald nicht teilnehmen wird.

……………………………….
1. Zum Aufwärmen: Langweiliger Rauchfang

……………………………….
2. Lokal jenseits ererbter Sitten

……………………………….
3. Mythos vom Mutterschwein (engl.)

……………………………….
4. Test für Fechtmeister

……………………………….
5. Flußtage, Seemonate? Nein, Leipziger.

……………………………….
6. Rabe der Kleinen Hexe

……………………………….
7. Fließt durch Finnegans Wake

……………………………….
8. Der andere Sindbad

……………………………….
9. Nannte Dostojewskij respektlos Roulettenburg

……………………………….
10. Findet sich niemals im Bagger, eher schon im 7.

……………………………….
11. Grille, oder Salzburger Weihbischöfe

……………………………….
12. Zeit vergeudende Schuber

……………………………….
13. Bewohner zweier europäischer Inseln

……………………………….
14. Gefrierakne

……………………………….
15. Fast lateinische Verbalform, aber dann doch russische Katze

……………………………….
16. Segenswunsch für den Sämann

……………………………….
17. Haben Sie schon eins für die EM?

In Gedanken schon mit Hut

Bald, Baldo, bald ... (Teil 2)

Nachdem Baldo mehr oder weniger zufällig die Bekanntschaft von Teddy, einem auf internationaler Ebene agierenden Verhökerer allgemeiner und auch ausgefallener Wertgegenständlichkeiten, gemacht hat, wird ihm von diesem sogleich ein Auftrag erteilt. Baldo hat zwar einige Mühe, das gewünschte Objekt in seinen Besitz zu bringen – wir erinnern uns mit Schaudern an die Katastrophe mit dem Zeppelin und die Schwierigkeiten, die die Schwerelosigkeit mit sich brachte – doch letztendlich glückt das Unterfangen und Teddy erhält die begehrte Kostbarkeit. Bald wird Baldo jedoch klar, dass das Kleinod seine Gedanken nicht zur Ruhe kommen lässt, er begreift, wie schamlos Teddy ihn benutzt hatte. So beschließt er, sich zurückzuholen, was ihm ohnehin schon immer gehört hatte. Ein halbes Jahr nach seiner überstürzten Abreise kehrt Baldo nun zurück nach Hausdorf, wo er alles so vorfindet, wie er es verlassen hat.

Baldo bleibt am Fenster stehen, wartet ungeduldig, bereits in Mantel und Schuhen, bis die Uhr halb acht zeigt, um dann bestimmten Schrittes die Wohnung zu verlassen. Der Tag der anderen hat bereits begonnen und seiner würde sich geräuschlos einfügen, ohne Aufsehen zu erregen. Beim Überqueren der Kastanienallee streifen ihn Ausläufer des Sturms der letzten Nacht. Lässige Windböen, die Baldo zu verhöhnen scheinen. Er schlägt den Mantelkragen hoch und verflucht den Tag, an dem er in die Stadt zurückgekehrt war, zurück in dieses Zimmer, zurück zu diesem elendigen Ofen, diesem krachmachenden, schlafraubenden Ungetüm.
Der zierlich verschnörkelte Mellerofen, von dem hier die Rede ist, kachelt unschuldig in einer Ecke von Baldos Schlaf-/Wohn-/Badezimmer und hat die Angewohnheit, bei dem kleinsten Lüftchen, das er durch den Kamin einsaugen kann, ein mehr oder weniger aufdringliches Knackgeräusch von sich zu geben, ein Schmatzen der metallischen Art. In der letzten Nacht, in der ein ausgemachter Sturm die Kastanienbäume peitschte, schmatzte und knackte der Ofen orgiastisch. Baldo hatte kein Auge zugedrückt.
Bis Mitternacht noch setzte er all seine Hoffnung in die Kraft der Autosuggestion – ein Waldspaziergang, ein beruhigter, ausgeglichener Baldo, der dem Rauschen der Baumkronen und knackenden Zweigen im Unterholz lauschte. Ein Baldo, der beinahe eingeschlafen war, als sich ein unerwartet dumpfes Heulen zur Geräuschkulisse gesellte. Das war neu, das hatte Meller zuvor noch nie gemacht und im Wald wurde es gruselig. Baldo war hellwach.
Gegen zwei Uhr morgens kapitulierte er schließlich, setzte sich an den Tisch, knackte Walnüsse und zerbrach sich den Kopf über Teddy, diesen sturen Kerl, der auch diesmal seine Meinung nicht ändern würde.
„Ich will es wiederhaben“, hatte Baldo bei ihrem letzten Telefonat an dem Tag vor seiner Rückkehr gemeint. „Das ist nicht dein Ernst, oder?“, erwiderte Teddy, wie immer etwas von oben herab (wie sehr er Baldo doch damit aufregen konnte!). „Doch, schon ..., ich will es in meiner Nähe haben.“ - „Das geht nicht, und das weißt du genau. Tut mir leid, aber wir haben eine Abmachung“ - „Ich besorge dir ein anderes, du weißt, dass ich das kann. Bloß dieses hier will ich wieder.“ - „Vergiss es Baldo, ich kann keinen weiteren Monat mehr warten. Der Pilot hat bereits Kontakt mit mir aufgenommen und will noch vor Ende der Woche aufbrechen. Es tut mir leid.“
Das stimmte nicht, soviel war sicher. Erstens tat es Teddy nicht leid (so war er, dem tat nichts leid) und zweitens würde der Pilot wohl in nächster Zeit nirgendwohin aufbrechen.
Baldo stapelte Türme aus Walnussschalen, die ständig umfielen, und wunderte sich. Seltsamerweise hielt niemand Teddy für den untragbaren Menschen, der er Baldos Meinung nach war und das ärgerte ihn gewaltig. Gegen vier Uhr morgens versuchten Nussschalenschildkröten gigantische Nussschalenberge zu erklimmen und Meller dachte nicht daran, zur Ruhe zu kommen. Baldo hatte trotz der Müdigkeit, die ihm langsam zu Kopf stieg, Pläne ersonnen, um Teddy das kleine Ding wieder abzuknöpfen. Vier Stück Pläne. Zwei davon waren einfach schlecht und würden nie und nimmer funktionieren. Einer war brilliant, doch Baldo ein vorsichtiger Mensch. Etwas, das blinkt und blendet, muss nicht unbedingt auch brilliant sein, ein Prinzip, an das Baldo glaubte. Leider, denn diesmal täuschte er sich und der Plan hätte ihm wahrscheinlich das Schlimmste erspart. Der vierte Plan, der letzte, zu dessen Ausformulierung er sich trotz der Äuglein, die nicht mehr wollten, sogar einige Skizzen gemacht hatte, scheiterte, wie so oft, am Zeppelin. Baldo hatte das alles so satt. Insbesondere den Zeppelin. Zeppelin und Meller, zwei, die er hasste. Und Teddy, den auch, also drei. Ein silberfarbener Schellenwecker zeigte fünf Uhr dreißig und Baldo überlegte, ob es nicht ein Fehler gewesen war, den Piloten einzuweihen. [...]

Forstsetzung folgt ...

bix



Animalische Wiederbetätigung

Die Abrissbirne

„Heil Hitler", grüßt Adolf gehorsam den Polizisten, wortlos zwar, doch mit gestreckter rechter Gliedmaße und treuem Blick. Daneben kommandiert Roland T., ein Berliner in Frühpension:
„Los Adolf, mach den Gruss!". Adolf verharrt folgsam in seiner Haltung.
„Wenn Sie nicht sofort aufhören, dann muss ich Sie festnehmen", wird es dem Polizisten langsam zu viel.
„Braver Adolf, mach den Gruss", gibt sich Roland T. unbeeindruckt von der Drohung des Beamten.
Folgsam heilhitlert Adolf noch höher und streckt dabei frech die Zunge raus.
Doch der Polizist lässt nicht mit sich scherzen. Es kommt zur Amtshandlung.



Wüst schimpfend und fluchend wird Roland T. abgeführt.
Adolf muss ins Tierheim, denn Adolf ist ein Hund. Adolf ist „Adolf, der Nazi-Schäferhund".
Und Roland T. sein Herrl, das mit streng gescheiteltem Haar und Oberlippenbart gern im Adolf Hitler T-Shirt herumläuft und für seine „Sieg Heil"-Rufe auf öffentlichen Plätzen berüchtigt ist.

Tatsächlich wurde Herr T. von einem Berliner Amtsgericht zu fünf Monaten Haft verurteilt. Wegen des Verwendens von Kennzeichen verfassungswidriger Organisationen, nicht aber wegen Tierquälerei. Und das ist das Schlimme an der Sache. Wo kämen wir hin, wenn alle Alt- und Neonazis ihre Haustierchen ungestraft zur Vorführung von NS-Symbolen abrichten dürften? Ins Dritte Tierreich?
Durch oben genannten Präzedenzfall könnten erschreckende Auswüchse volksverhetzender Nazi-Tierdressur legitimiert werden:

„Wernher, der Wehrmacht-Wellensittich" (kann die 1. Strophe vom „Horst Wessel Lied" zwitschern),
„Gerfried, der Gestapo-Goldfisch" (kann die wichtigsten Passagen aus „Mein Kampf" morseblubbern),
„Arnhelm, der arische Affe" (kann aus einer unreifen Banane eine Adolf Hitler Miniaturbüste schnitzen),
„Schurli, der Sturmbannführer-Spinnerich" (kann ein Spinnen-Netz im Muster des Dritten Reichsbanners weben), und
„Stefanie, die Schutzstaffel-Schlange" (kann sich selbst in Hakenkreuz-Form einschlängeln).

Was „Kalle, das KZ-Kaninchen", „Emil, der Endlösungs-Emu" und „Siegfried, das Sieg-Heil-Silberfischchen" alles können, bleibt der Fantasie jedes Einzelnen überlassen.

Wem übrigens noch mehr animalische Wiederbetätiger einfallen, der schreibt bitte per E-Mail an abrissbirne?derbagger.org.
Die kreativsten Einsendungen werden im nächsten Bagger veröffentlicht!

toph